



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

DD

801

B348W6

UC-NRLF



\$B 49 000

# Herkunft der Baiern

mit Anhang:

Stammbaum der langobardischen Könige.

# Zur Runenkunde

Zwei Abhandlungen.

Von

Dr. Ludwig Wilser.



Akademischer Verlag für Kunst und Wissenschaft.

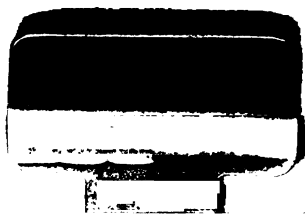
1905.

Leipzig und Wien.

YC 38125

LIBRARY  
OF THE  
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

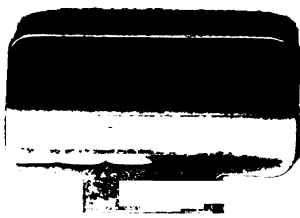
*Class*





LIBRARY  
OF THE  
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

*Class*



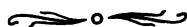






Die  
**Herkunft der Baiern**

mit Anhang:  
**Stammbaum der langobardischen Könige.**



Von  
**Dr. Ludwig Wilser.**



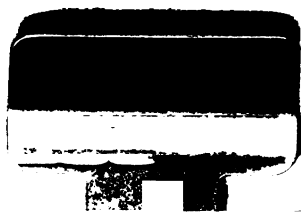
**Akademischer Verlag für Kunst und Wissenschaft.**

**1905.**

**Leipzig und Wien.**

LIBRARY  
OF THE  
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

*Class*

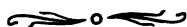






Die  
**Herkunft der Baiern**

mit Anhang:  
Stammbaum der langobardischen Könige.



Von  
Dr. Ludwig Wilser.



Akademischer Verlag für Kunst und Wissenschaft.

1905.

Leipzig und Wien.

III 801  
B348 W6



Spahe sint Paigira.

Glossae Cassellanae.



n dieser Zeit, da das ganze deutsche Vaterland sich anschießt, in würdiger, wehmütvoller Feier des Tages zu gedenken, der ihm vor einem Jahrhundert allzufrüh einen seiner größten Söhne entriß, möchte auch ich meine geschichtliche Abhandlung mit einem Schillerwort eröffnen, um daran zu erinnern, was dem erfindungsreichen Dichter, dem herzbewegenden Sänger auch die streng wissenschaftliche Geschichtschreibung zu verdanken hat. Durchaus nicht frei von Irrthümern und, wie alle seine Zeitgenossen, in den Vorurteilen seiner Jugend befangen, hat der durch eine naturwissenschaftliche Schule Gegangene uns doch mit sicherer Hand den Weg gewiesen, der allein zum erstrebten Ziele führt, zur Erkenntnis des ursächlichen Zusammenhangs der einzelnen geschichtlichen Vorgänge.

„Beil die Weltgeschichte“, sagt er in seiner akademischen Antrittsrede <sup>1)</sup>, „von dem Reichtum und der Armut der Quellen abhängig ist, so müssen ebensoviele Lücken in der Weltgeschichte (d. h. der geschriebenen) entstehen, als es leere Strecken in der Überlieferung gibt, So gleichförmig, notwendig und bestimmt sich die Weltveränderungen aus einander entwickeln, so unterbrochen und zufällig werden sie in der Geschichte in einander gefügt sein. Es ist daher zwischen dem Gange der Welt und dem Gange der Weltgeschichte ein merkliches Mißverhältnis sichtbar. Jenen möchte man mit einem ununterbrochen fortfließenden Strom vergleichen, wovon aber in der Weltgeschichte nur hier und da eine Welle beleuchtet wird.“ Es würde daher die Geschichtschreibung „nie den Namen einer Wissenschaft verdienen“, wenn ihr

---

<sup>1)</sup> Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? Deutscher Merkur, November 1789. Selbst der Dichter der „Götter Griechenlands“ hat vor der „übertriebenen Bewunderung des Altertums“ gewarnt und „auf unsere eigenen Besitzungen aufmerksam“ gemacht.

nicht der überlegende Verstand zu Hilfe käme, der durch künstlich eingefügte Bindeglieder die „Bruchstücke“ zu einem „vernunftmäßig zusammenhängenden Ganzen“ erhebt. Die Berechtigung dazu liegt in der „Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgesetze“, infolge deren „von den neuesten Erscheinungen, die im Kreis unserer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche sich in geschichtslosen Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluß gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann“.

Eine solche Lücke der Überlieferung klappt zwischen den Jahrhunderten der Römerkriege, von denen uns die alten Geschichtschreiber, vor allen Tacitus, der große Sittenschilderer unseres Volkes, ein anschauliches und farbenfattes, wenn auch nicht vollständiges Bild hinterlassen haben, und der Errichtung des deutsch-römischen Reiches, nach den Stürmen der Völkerwanderung und dem folgenschweren Entscheidungskampf der beiden führenden Völker um die Vorherrschaft, durch die fränkischen Könige und Hausmeier.

Warum wollte es trotz aller Mühe und Anstrengung nicht gelingen, über diese Kluft eine verbindende Brücke zu schlagen, warum mußten die gefeiertsten Historiker <sup>1)</sup> an der Lösung dieser für die deutsche Geschichte grundlegenden Aufgabe verzweifeln? Aus dem einfachen Grunde, weil man einer unbewiesenen und unbeweisbaren Schulmeinung zuliebe den Boden der Wirklichkeit verlassen, die übereinstimmende Überlieferung der germanischen Stämme für „Lügen“ erklärt und die, wenn auch spärlichen und zerstreuten, so doch immerhin vorhandenen Angaben der Quellen in den Wind geschlagen hatte. Als ich, vor einem Vierteljahrhundert, die Wurzel und Wiege der höchstentwickelten Menschenart <sup>2)</sup> in Südschweden nachgewiesen und, weil aus ihr die Herren der Erde, zuletzt die Germanen, hervorgegangen, damit auch die langgesuchte „Urheimat der Arier“ und den Bildungsherd der „indogermanischen“

<sup>1)</sup> „Es ist ein vergebliches Beginnen,“ schreibt Leopold von Ranke in seiner Weltgeschichte (III, S. 36), „die verschiedenen Völkerschaften, welche in der Geschichte auftreten, auf diese (von Tacitus genannten) Stämme zurückzuführen.“

<sup>2)</sup> Als naturwissenschaftliche Bezeichnung paßt am besten für sie der schon von Linné gebrauchte Name *Homo europaeus*. Außer hervorragenden geistigen und sittlichen Eigenschaften ist sie äußerlich gekennzeichnet durch längliche Kopf- und edle Gesichtsbildung, helle Farben, hohen, kräftigen Wuchs.



Sprachen gefunden hatte, war es mir sofort klar, von welcher Bedeutung diese Entdeckung gerade für das Verständnis des deutschen Altertums sein mußte. Die hieraus folgenden Schlüsse stimmten in überraschender Weise mit den Angaben der alten Schriftsteller überein, und der Zusammenhang von Vorzeit und Geschichte ergab sich fast von selbst. Ein 1889 im Karlsruher Altertumsvereine gehaltener Vortrag <sup>1)</sup> über „Die dunklen Jahrhunderte der deutschen Geschichte“ gibt dieser Überzeugung Ausdruck, schildert den aus der nordischen Wurzel erwachsenden Stammbaum der Germanen und weist u. a. den Baiern <sup>2)</sup> eine Mittelstellung zwischen Schwaben und Goten an: „sie müssen unter neuem Namen das große Volk der Rugier sein, das nicht spurlos verschwinden konnte, zumal es durch Römerkriege nur sehr wenig gelitten hatte.“ Eingehendere geschichtliche und sprachliche Forschungen haben mir immer neue Beweismittel für obigen Ausspruch geliefert, die ich auch in verschiedenen Abhandlungen und Vorträgen <sup>3)</sup> zu verwerten gesucht habe; doch bildet die alte Streitfrage nach der Herkunft der Baiern, abgesehen von ihrer geschichtlichen Wichtigkeit, zugleich einen so schlagenden Beweis für die Aussichtslosigkeit aller derartigen, unter falschen Voraussetzungen unternommenen Untersuchungen, daß sie eine besondere und gründliche Behandlung verdient. Ich benütze daher eine augenblickliche Freiheit von anderen dringenden Arbeiten, um nochmals auf sie zurückzukommen, um früher Versäumtes nachzuholen und offen gelassene Lücken auszufüllen.

„Der Hauptirrtum“, sagt Quizmann in seinem manches Zutreffende enthaltenden, der Stadt München als Festgabe zur siebenten

---

<sup>1)</sup> Der Karlsruher Altertumsverein, I, 1881 — 1890. Karlsruhe, Th. Ulrici, 1891.

<sup>2)</sup> Über die amtliche Schreibung hat schon J. Grimm (Gesch. d. deutschen Sprache, 1848) das richtige Urteil abgegeben: „Wer noch Eher, May schreibt, kann auch Bayern und Laye.“

<sup>3)</sup> Anthropologie und Geschichte, Ausland 46/7, 1890. Schwaben und Alemannen, Alemannia XXIII. Stammbaum und Ausbreitung der Germanen, Bonn 1895. Wanderungen der Schwaben, Beilage des Staatsanzeigers f. Württemberg, Nr. 7—10, 1902, aufgenommen in mein Buch „Die Germanen, Beiträge zur Völkertunde“, Eisenach u. Leipzig 1904.

Jahrhundertfeier dargebrachten <sup>1)</sup> Lösungsversuch, „welcher bei der Abstammungsfrage der Bayern begangen wurde, dürfte wohl darin gesucht werden, daß die bisherigen Forscher — Zeuß nicht ausgenommen — sich zuerst an den Volksnamen machten und von einer hypothetischen Etymologie ausgehend, ebenso hypothetische Rückschlüsse auf die Entstehung und Abstammung der Bayern wagten. Die notwendige Folge davon war, daß die Ableitung des Namens und die angebliche Abstammung immer nur in einer künstlichen Verbindung gehalten werden konnten und daß man sich in letzter Instanz immer zu der schreienden Unwahrscheinlichkeit gezwungen sah, ein wanderndes Kriegervolk habe seinen Namen von einem längst besiegt und verschollenen Volke hergenommen. Der Verfasser ging bei seiner Untersuchung den umgekehrten Weg. Er fragte sich zuerst: Wo zeigt sich uns ein Volk, welches in Religion, Sitten, Rechten und Sprache mit den Bajuwaren die größte Ähnlichkeit hat?“ Dem wird man unbedenklich zustimmen können; nur muß es sich um ein Volk handeln, das keine andere Rolle übernommen hat und, wenn es nicht in den Baiern fortlebte, spurlos vom Schauplatz der Weltgeschichte verschwunden wäre. Gibt es ein solches?

„Auffallend“, urteilt der oben angeführte Zeuß <sup>2)</sup>, „der Name Baier, Baiovarius, allein schon gibt, nach den Gesetzen der deutschen Sprachwissenschaft zergliedert, die Herkunft des Volkes an, das er bezeichnet; und dennoch rät und mutmaßt man über diese noch heute hin und her, als wollte man es recht handgreiflich machen, daß deutsche Altertumsforschung ohne sprachwissenschaftliche Beihilfe nur halbe Arbeit ist. Noch lautet der eine Reihe von Jahrhunderten herablaufende Name Baier wie Schweizer, Pfälzer, Römer, Mainzer und er gehört, wie die geschichtliche deutsche Sprachwissenschaft unwiderleglich dartut, zu diesen Namenformen. Unterschied findet nur

<sup>1)</sup> Abstammung, Ursitz und älteste Geschichte der Baiwaren, München, G. Franz, 1857.

<sup>2)</sup> Die Herkunft der Baiern von den Markomannen, gegen die bisherigen Mutmaßungen bewiesen von Dr. R. Zeuß. München, G. Franz, 1839.

insoferne <sup>1)</sup> statt, daß dort die Stammmamen Schweiz, Pfalz, Rom, Mainz sämtlich noch im Umlaufe, auch dem Laien gegenwärtig sind, hier das Stammwort, längst außer Gebrauch und verschollen, vom Gelehrten aufgezeigt werden muß. Baia ist das Stammwort des Namens Baier, Baia das Stammland des Volkes der Baiern. Baias nennt der Geograph von Ravenna <sup>2)</sup> im 9. Jahrhundert nach älteren gotischen Berichten als einen Teil des Landes Albis, d. i. des Elblandes.“ Bis hierher, aber nicht weiter, kann man dem bekannten Sprachforscher und Völkerkundigen folgen, denn welches Land der alte, namenlose Schriftsteller unter Baias verstanden hat, das eben ist die Grundfrage.

Daß dieses Baias „weiter nichts ist, als die erste wesentliche Hälfte der Zusammensetzung Baiohaim“, ist für Jeuz außer Zweifel gesetzt durch die Benennung Beouuinidi (in einigen Chroniken, am deutlichsten in dem kurzen Abrisse der langobardischen Geschichte von einem ungenannten Langobarden in Ritter's Vorrede zum Codex Theodosianus), welche die Wenden (Slaven) in Böhmen bezeichnet und offenbar für Baiowinidi (Baiawenden) und noch weiter Baiheimuinidi, Beheimuinidi steht.“ So gewiß in dem erwähnten, aus dem Beginne des 9. Jahrhunderts stammenden Chronicon Gothanum mit dem zweimal vorkommenden Beowinidi nur die in Böhmen wohnenden Wenden gemeint sein können, ebenso unwahrscheinlich ist es, daß der Geograph von Ravenna unter Baias das alte „Boierheim“, Boiohaemum bei Vellejus, Boihemum bei Tacitus, verstanden hat. Er beschreibt Maurungen als ein Land, das, „gegen sein Ende gebirgig, sich weithin nach Osten erstreckt und von dem ein gewisser Teil Baias genannt wird“. Die Elblände, vor Alters „zweifelloß Maurungen

<sup>1)</sup> Ein sprachlicher Unterschied besteht doch, da die genannten Volksnamen nur eine Ableitungsbildung haben, Baiovarri (das ist die einzig richtige Namensform, Baioarri ist wie Alboin durch Ausfallen des v nach dem verwandten Laut o entstanden) dagegen zusammengesetzt ist aus Bai und var, got. vair, ahd. wer, ags. ver, Mann. Im Freisinger Codex traditionum, im Anfang des 9. Jahrhunderts von dem Mönch Cosroch geschrieben, steht immer Baiouuarii, Balouuarii; erst die folgenden Jahrhunderte haben Baioarri.

<sup>2)</sup> II, 18: Est patria, quae dicitur Albis seu Maurungania, montuosa per longum, quae ad orientem multum extenditur, cuius aliqua pars Baias dicitur.

genannt“ (Maurungani(a) certissime antiquitus dicebatur, I 11), lagen südlich von Dänemark (Northomannorum est patria, quae et Dania ab antiquis dicitur, cuius ad frontem Albes vel patria Albis) und erstreckten sich südwärts bis gegen das ursprünglich von thrakischen Völkern bewohnte Ungarn (et ad frontem eiusdem Albis Datia). Im nordwestlichen Teil derselben hatten aber lange die Franken gewohnt (In qua Albis patria per multos annos Francorum linea remorata est.) Diese sicherlich der Wahrheit entsprechende Angabe — denn die Chauken, wie ich früher <sup>1)</sup> nachgewiesen, das Haupt- und Stammvolk der Franken, saßen zu Tacitus' Zeit zwischen Weiser und Elbe — hat Zeuß ganz verkehrt aufgefaßt und gründlich mißverstanden. Eckhart und Leibniz <sup>2)</sup> haben freilich die alten Wohnsitze der Franken etwas zu weit östlich (Antiquas Francorum sedes, antequam Romanis noscerentur, ad mare Balthicum quaerendas, primus me docuit Geographus Ravennas), „zwischen Eider und Peene, vielleicht sogar bis zur Oder hin (intra Eidoram et Panim amnes et forte ultra ad Oderam seu Viadrum usque)“, gesucht, waren aber doch der Wahrheit viel näher gekommen als Zeuß, der die Franken mit den Baiern verwechselt. Wenn der Fredegar genannte Chronist die Langobardenkönigin Theodelinde, Authari's und später Ago's, d. h. Agilwald's <sup>3)</sup> oder Agilulf's Gemahlin, „aus fränkischem Geschlecht (ex genere Francorum, c. 34)“ und deren Tochter Gundiberga „eine Verwandte der Franken (parens Francorum, c. 50 u. 71)“ nennt, so bezieht sich das nur auf das mit dem merowingischen Königshause nahverwandte Herzogsgeschlecht der Agilolfinger, nicht auf das bairische Volk. Der Stammvater Agilolf, ein Verwandter und Feldherr Chlodwigs, muß bald nach der Besitznahme Rhätens und Norikums durch die Baiovaren, jedenfalls nicht lange nach der Unterwerfung Thüringens

<sup>1)</sup> Die zuerst in den Rheinischen Geschichtsblättern I 4, 1894, erschienene Abhandlung „Der Frankenstamm“ ist später in die Schrift „Stammbaum und Ausbreitung der Germanen“ und das Buch „Die Germanen“ aufgenommen worden.

<sup>2)</sup> Francia Orientalis I 1 und Disquisitio de origine Francorum in der Ausgabe der Lex Salica.

<sup>3)</sup> Da sein Sohn Adalwald hieß, verdient diese Namensform des Chron. Goth. den Vorzug.

durch Theoderich und Chlothar <sup>1)</sup> im Jahre 541 und der Preisgabe Alamanniens durch den bedrängten Gotenkönig Witichis <sup>2)</sup> im Jahre 536, von den siegreichen und mächtigen Franken an Stelle eines angestammten Herrschers, der in der Sage König Adalger genannt wird, eingesetzt worden sein. Sein Nachfolger und vermutlich auch Sohn Garivald <sup>3)</sup> wird wohl im Jahre 555, als er die von Chlothar I. verstößene Walderada, des Langobardenkönigs Wacho Tochter, heiratete, noch ein junger Mann gewesen sein, denn er starb erst 590. Agilolf's Vater trug wohl einen mit Theodo zusammengesetzten Namen; am wahrscheinlichsten ist Theodwald, da nach der Sage der erste Baiernherzog Theodo oder Diet hieß und beide Wortstämme im Geschlechte der Agilolfinger, das 794 mit Tassilo II. die Herzogswürde verlor, öfter wiederkehren, und war, wenn nicht ein jüngerer Bruder, so doch sicher ein Vetter Chlodwigs.

Auch eine andere, augenscheinlich verderbte Stelle des ungenannten Geographen, die der Reihe nach alle am Nordabhang der Alpen wohnenden Völker anführt, verbessere und übersehe ich ganz anders als Zeuß, obwohl nach dessen Behauptung darüber „kein Zweifel obwalten“ kann. Sie lautet (IV 37): *qui montes (Alpes) dividunt inter Provin-*

<sup>1)</sup> Gregor von Tours, III 7. — Ein gemeinsam mit den Sachsen unternommener Aufstand wurde (556 nach Marius Avent.) von Chlothar I. blutig niedergeschlagen (Gregor IV 10). Auf diesen, nicht auf einen Sieg gegen die Baiovaren, wie Quizmann meint, beziehen sich die Verse des Venantius Fortunatus, VI 2: *Quam Nabis ecce probat, Thuringia victa fatetur,*

*Perficiens unum gemina de gente triumphum.*

König Theodebert I. (534—48) schreibt an Kaiser Justinian: *Felicioiter subactis Thoringis et eorum provinciis adquisitis, extinctis eorum tunc tempore regibus . . . . .*

<sup>2)</sup> Prokop, B. G. I 13; Agathias, Hist. I 7.

<sup>3)</sup> Seine Söhne hießen Grimoald und Gundoald, seine Tochter Theodelinda. Daher ist obige Namensform, die auch Gregor hat, wahrscheinlicher als das Garibald, Gairepald der langobardischen Quellen. Durch Hiltrudis, Tochter Karls des Hammers, wurde das Geschlecht auch mit den Karolingern verschwägert. Trotzdem suchte sich das Herzogsgeschlecht in wiederholten Aufständen von Frankreich unabhängig und selbständig zu machen. Chron. Vedast. ad ann. 688: *Hinc Suavos et Noricos (Baiern), Turingos et Saxones, qui ab imperio Francorum post obitum inelyti Dagoberti regis desciverant, frequenti super eos irruptione devicerat et suae ditioni subegerat (Pipinus de Heristal).*

ciam et Italiam, inter Burgundiam et Italiam, inter Janos et Italiam, inter Ránicos, quae modo ab Auuariis dominantur, et Italiam, inter Carantanos et Italiam, inter patriam Carnium et Italiam. Zu lesen ist zweifellos qui modo a Baiuuariis dominantur, ferner höchst wahrscheinlich Suavos für Janos, Noricos (nicht „offenbar“ Francos nach Zeuß) für Ránicos. Statt „zwischen der Provence und Italien, zwischen den Alamannen und Italien, zwischen den Franken, die jetzt Baiern heißen, und Italien, zwischen den Kärnthern und Italien, zwischen dem Lande Krain und Italien“, übertrage ich demgemäß „zwischen der Provence und Italien, zwischen Burgund und Italien, zwischen den Schwaben und Italien, zwischen den Norikern, die jetzt von den Baiuwaren beherrscht werden, und Italien, zwischen den Kärntnern und Italien, zwischen dem Lande Krain und Italien“.

Demnach ist die Ansicht, daß wir unter dem im Elblande wohnenden „Geschlecht der Franken“ (Francorum linea) die „Baiern verstehen dürfen und müssen“, durchaus verfehlt und hat Zeuß auch zu der irrigen Annahme verleitet, die Namensform Baias sei nur eine „Abkürzung des Namens Baiohaim (Böhmen)“. Dieses Land ist nach den keltischen Voiern, die es in den letzten Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung in Besitz hatten, benannt, und das Wort „Voierheim“ hat durch zwei Jahrtausende bis auf den heutigen Tag seinen o-Laut bewahrt, Boiohaemum bei Bellejus, Βοιωποιον bei Strabo, Boiohemum bei Tacitus, Boiemia, Böhmeim im Mittelalter, Böhmen in der Neuzeit. Der einzige Schriftsteller, bei dem wir einen a-Laut finden, ist Ptolemäos; seine Βαιωχαυμαι können freilich „unmöglich ein von den Markomannen verschiedenes Volk sein“, denn damals, im 2. Jahrhundert, wohnten diese ja noch in Böhmen, aber schon die äußere Gestalt des Namens, „wo sich nur v eingeschlichen hat“, läßt erkennen, daß er, wie noch so manche andere bei diesem Schriftsteller, durch den schlechten Zustand der Handschriften und die Unkenntnis der Abschreiber entstellten ist und zwar ohne Zweifel aus Βοιωχαυμαι. Auch das Bainaib der Origo gentis Langobardorum ist, wie das entsprechende Banthaib bei Paulus zeigt, entstellt und bedeutet vielleicht nur „Wendenheim“ ohne Beziehung auf Böhmen. Der Wortstamm boi im Namen des durch seine Tapferkeit berühmten gallischen Volkes findet sich auch in germanischen Eigennamen, Boiorix, Boioalus, Boio

und zwar nicht nur bei Angehörigen des den Kelten am nächsten stehenden kimbriſchen Stammes, ſondern auch bei den Sachſen; Boie <sup>1)</sup> iſt noch heutigen Tages in Norddeutſchland als Zuname, ſogar als Vorname gebräuchlich. Im Volksnamen der Baiovaren aber hat ſich, ſo vielfach auch er verunkeltet wurde, doch ſtets das *a* erhalten. Damit ſoll übrigens eine urſprüngliche Verwandtſchaft der beiden Formen keineswegs geleugnet werden.

Der Geograph von Ravenna, ſchreibt Zeuß, „enthält Goldkörner aus alten Schriften aufgeleſen, die für uns verloren ſind (ſo verſchiedene gotiſche Quellen, wie z. B. der gelehrte Marcomir, Marcomirus Gothorum philoſophus), aber verborgen im Schlamm einer nachläſſig und wild hingeworfenen Darſtellung“, ſo daß man ſie, „um ihn verſtehen und benützen zu können“, mühsam „zuſammenſetzen“ muß. Das Bild aber, wie es der bairiſche Sprachforſcher aus ſolchen Bruchſtücken zuſammengeſetzt hat, iſt leider nicht von der Art, „daß man nur wünſchen muß, ein gleiches möchte in allen Teilen unſeres vaterländiſchen Altertums erreichbar ſein“.

Kann alſo Baias nicht Böhmen ſein, was iſt es dann? Ohne Zweifel ein Teil von Maurungen, Maurungania beim Geographen, Muringa bei Paul Warnefrids Sohn und in den Origines Langobardicae des Codex Halenſis, Myrgingas im angeliſächſiſchen Wandererſlieb und Morland im Heldenbuch. Dieſes ausgedehnte Land (spatiosissima terra) trug, wie ich ſchon vor einem Jahrzehnt <sup>2)</sup> nachgewieſen habe, gerade von der Größe ſeinen Namen, denn das keltiſche maur, mor, groß, hat auch in den germaniſchen Sprachen noch in geſchichtlicher Zeit die gleiche Bedeutung <sup>3)</sup> gehabt. Nach dem Chronicon Gothanum

<sup>1)</sup> Davon die ſchleſwig-holſteiniſchen und dänischen Familiennamen Boie, Boye, Boieſen, Boyeſen, Boyſen u. a.

<sup>2)</sup> In der Sitzung des Karlsruher Altertumsvereines vom 25. April 1895. Veröffentl. d. Vereines, Zwangloſes Heft II. Karlsruhe G. Braun, 1895.

<sup>3)</sup> Olaus Magnus (Hist. de gent. sept. I 18, VIII 1): lapis ingens . . . . Morasten dictus . . . . lapis campestris amplius, ab incolis perpetuo tempore Morasten dictus. Ericus Olai (Hist. Spec. III p. 82): in communi placito Morating (heute storting, Großrat). Der Morasten wird auch von Meursius (Hist. Dan. V) erwähnt, morjock bedeutet im langobardiſchen Recht das „große“, d. h. das Schultergelenk, Moringia hieß auch eine Landſchaft in Schweden, Morſtein iſt ein Schloßchen an der Jagſt. Dazu die Eigennamen Moro, Moring, Morico (heute Mohr, Möhring, Mörike), Morolf u. a. Die Ableitung von marc, Grenze, iſt ebenſo verfehlt wie die von mari, Meer; nach Zeuß iſt das Wort „ſchwer zu deuten“.

gelangten die Langobarden vom Ufer der Niederelbe, wo sie neue Wohnsitz gefunden hatten (*novam habitationem posuerunt*), nach Sachsen (*Saxoniae patriam attigerunt*), das demnach auch noch mit zum „Großland“ gerechnet wurde. Wir entfernen uns daher wohl nicht weit von der Wahrheit mit der Annahme, daß mit Maurungen oder Moringen die weiten Landstriche zu beiden Seiten der Elbe, zwischen Weser und Oder, bis zu den im Süden sie begrenzenden Gebirgen, Harz, Laufiger Hügelland und Erzgebirge, bezeichnet wurden. Böhmen enthält zwar das Quellgebiet der Elbe, liegt aber außerhalb jener natürlichen Grenzen. Vor der großen Verschiebung nach Süden, deren Ende man „Völkerwanderung“ zu nennen pflegt, wohnten in jenem Gebiet die Chauken, späteren Franken, die Angrivarier, ein Teil der späteren Sachsen, die Langobarden, die Semnonen, späteren Alemannen, und zwischen diesen und den Goten, also in dem östlichsten, von den Flüssen Suebos (dem „Glänzenden“) und Oder<sup>1)</sup> eingeschlossenen Teil des Landes, das große Volk der Lugier (*latissime patet Lygiorum nomen . . . . .*<sup>2)</sup> *trans Lygios Gothones regnantur*, Tac. Germ. 43). Warisker, Markomannen und Quaden saßen damals schon südlich von dem großen Gebirgszug, der das Schwabenland in zwei Hälften teilt (*dirimit enim scinditque Suebiam continuum montium iugum*). Hat somit das Land Baias — wir dürfen annehmen, daß sich des Geographen Angaben auf frühere Zeiten beziehen — mit dem Boierheim nichts als einen zufälligen Namensanklang gemein, so bleibt dafür innerhalb von Maurungen nur das lugische Wohngebiet übrig, dessen östliche Lage zudem mit dem Wortlaut übereinstimmt (*ad orientem multum extenditur, cuius aliqua pars Baias dicitur*). Wir werden später sehen, daß zu dieser Voraussetzung alle geschichtlichen und sprachlichen Verhältnisse des im 6. Jahrhundert unter dem Namen Baiovaren auf einem südlicheren Schauplatz auftretenden Volkes am besten passen.

<sup>1)</sup> Suebos, Thur, Angel, Werna sind vom gleichen Wortstamm wie die entsprechenden Volksnamen gebildet; Odora (lit. audra, Flut), *Odiados*, Viadua, Viadrus, sl. Vjodr, bedeutet nichts anderes als „Wasser“.

<sup>2)</sup> Nach *Οδαριοι* bei Ptolemæos, Warisci, Warasci in mittelalterlichen Urkunden ist auch das *narisci* der Tacitushandschriften in *varisci* zu verbessern.



„Leute<sup>1)</sup> aus Baia“ ist daher eine nahliegende Übersetzung des Volksnamens, doch wäre auch das umgekehrte Verhältnis nicht unmöglich, daß nämlich Baias (man denke an Hellas, Cheruskis, Chaukis u. dgl.) „Heimat der Baiobaren“ bedeutet hätte und vom Volksnamen abgeleitet, dieser also das Ursprüngliche wäre. Wie die Ostfranken auch Ribovarii (Ribuarii, Ripuarii), d. h. „freie Männer“, die Schwaben Ziuvarii (Cyuvarii, gleichbedeutend mit Tubantes, Tiubantes), d. h. „glänzende Männer“ heißen,<sup>2)</sup> so könnte auch Baiovarii die Umschreibung eines älteren, einfachen Namens sein. Als solcher bietet sich am ungezwungensten der des großen lugischen Volkes dar, denn, bestünde ein solcher Zusammenhang nicht, so wäre dieser mächtige Stamm, dessen Hauptbestandteil nach den Stürmen der Römerkriege und der Völkerwanderung ungebrochen dastand, mit seinem Namen spurlos aus der Geschichte verschwunden. Die Bedeutung dieses letzteren, der bei Strabo *Λογιοι*, bei Tacitus Lugii oder Lygii, bei Ptolemäos *Λογγιοι*, bei Dion *Λογιοι* und bei Josimos *Λογγωρες* lautet, kann nicht zweifelhaft sein: die Verwandtschaft mit gr. *λευκος*, lat. *lux*, got. *liuhath*, ahd. *liuhta*, Glanz, Licht, ist unverkennbar. Gleichen Sinn hatte die altgermanische Wurzel *bai*, von der das ahd. *baie*, *beie*, Lichtöffnung, Fenster, die neudeutschen Wörter *Bai* und *Boje*, die Eigennamen *Baio*, *Baia*, *Baior*, *Baianes*, *Baihildis*, *Baiarlardus*, die Ortsnamen *Baigentäl*, *Beienrode* u. dgl.<sup>3)</sup> abgeleitet sind: *Baiovarii* ist demnach, gerade wie die oben angeführten Namen, nichts anderes als eine gleichbedeutende Umschreibung von *Lugii*, d. h. „glänzende Männer“. Ptolemäos (Geogr. II 18–20) nennt drei Teilstämme des großen lugischen Stammes, *Λογγιοι οἱ Ὀμαροι*, *Α. οἱ Λογγοι* (*Λιδουνοι* ist eine offenbare Entstellung) und *Α. οἱ Βογγοι*, „Namen“, sagt Brem<sup>4)</sup>,

<sup>1)</sup> Von got. *vair*, ahd. *wer*, ags. *ver*, an. *verr*, lit. *wyras*, lat. *vir*, Mann. Mit „wehren“ hat das Wort nichts zu tun.

<sup>2)</sup> an. *rifr*, nhd. *riw*, freigebig; davon mittelalterlich lat. *ribaldus*, Freibeuter. Die Ziuvarii haben mit dem Kriegsgott nur den gleichen Wortstamm gemein.

<sup>3)</sup> *Baiulus* bedeutet in langobard. u. fränk. Sprache „Botschafter“; davon abgeleitet in der *Lex Baiov.* das mittelalt. *baiulare*, tragen. Vom Namen *Lugii* gesetzt Grimm (Gesch. d. deutsch. Spr.), daß er nicht wage, „den Sinn des Namens zu raten.“ In den bairischen und österreichischen Ortsnamen *Baierbach*, *Baierbrunn* scheint der ursprüngliche Sinn des Wortes, nicht der Volksname zu stecken.

<sup>4)</sup> Ethnographie der germanischen Stämmen, Straßburg 1899. 2. Aufl. 1904.

„mit welchen wir nichts anzufangen wissen.“ Sieht man sich dieselben aber etwas näher an und vergleicht sie mit solchen, die bei anderen Schriftstellern oder in verwandten Sprachen vorkommen, so läßt sich damit doch etwas „anfangen“. In *Ὀμαροι* ist ohne Frage das in germanischen Volksnamen so häufige *man* enthalten, für ein einfaches Wort ist es aber zu lang, für ein zusammengesetztes zu kurz, denn das einfache *o* kann unmöglich einen selbständigen Wortteil bilden. Es ließe sich nur denken, daß es überhaupt keine Berechtigung und Bedeutung habe, sondern nur durch Unachtsamkeit der Abschreiber aus dem vorhergehenden Artikel wiederholt sei; dann wäre zu lesen *Λουγιοι οἱ Μανοι*, d. h. „die Lugier, die auch Mannen oder Männer heißen“, und man könnte, wie auch manche Erklärer versucht haben, die *Manimi* bei Tacitus zum Vergleich heranziehen. Dieser Name, dessen ungermanische Endung imos wohl in *icos* oder *iscos* zu bessern ist, findet aber seine Erklärung schon durch *Λουγιοι*, das, wie thrakisch *Ουγιοι*, einfach „Mannen“ bedeutet.<sup>1)</sup> Es ist daher durchaus nicht unwahrscheinlich, daß aus der Buchstabenreihe *λουγιοιοιομανοι* durch Versehen der Abschreiber ein *Teil*, und zwar *βαι*, ausgefallen, also *Λουγιοι οἱ Βαιομανοι* zu lesen ist. Wenn diese Annahme nicht genügend begründet erscheint, der möge sich erinnern, daß auch bei Tacitus das Hauptvolk der Lugier, in dessen Gebiet sich das gemeinsame Stammesheiligtum, der *Hain* der germanischen Dioskuren oder „Älten“, befand, (*Apud Nahanarvalos antiquae religionis lucus ostenditur*, Germ. 43), eine derartige Umschreibung des Stammesnamens als Sonderbezeichnung führt, denn *Nahanarvali* oder *Naharvali* ist, wie schon die verschiedenen Lesarten zeigen, verderbt und muß entschieden *Naganafali* gelesen werden, genau wie *Cannenasfates* gebildet<sup>2)</sup> und „glänzende Männer“

<sup>1)</sup> *ῥημρ. dyn. ir. duine*, Mann; *Dunus* germanischer, *Dannus* keltischer Eigenname.

<sup>2)</sup> Von der Wurzel *nag*, (fr. *nagna*, ahd. *nahhot*, nadt; davon auch ahd. *nagel*, ursprünglich, wie die Schwertnamen *Nagelring*, *Nägling* zeigen, „Glanz“ bedeutend. *Vali* steht wie in *Victovali*, *Victohali* für *fali*, der Endung von *Ostfali* = *Austreleudi*. Grimm (a. D.) sagt: Eine reingrammatische Auflösung des an. Wortes *norn*, in got. *navairns* (nicht zu belegen! ich erkläre *norn* als „atropos“ von *nearnjan*), hat glücklich das Rätsel deuten helfen. Müllenhoff schließt scharfsinnig, daß *Nahanarvali* für *Navarnahali* siehe . . . ., got. *Navarnehalais*, an. *Nornahalir*, *viri qui dearum fatalium tutela gaudent*.

bedeutend. Keine Wortdeutung und Völkergleichstellung ist verkehrter als die von Müllenhoff, der die gotisch = vandalischen Aftinge als Männer mit Frauenhaar und für Nachkommen <sup>1)</sup> der lugiſchen Raganaſalen, deren Heiligtume ein Priester in weiblichem Gewande vorſtand (*praesidet sacerdos muliebri ornatu*), erklärt. Obwohl dieſe Deutung ſachlich, ſprachlich und geſchichtlich unmöglich <sup>2)</sup> iſt, wird ſie doch immer noch von urteilsloſen Leuten <sup>3)</sup> gläubig nachgebetet.

Die lugiſchen Dunen (Strabo's *Ζουμους* darf wohl *Λουμους* geſeſen werden) und beſonders die Buren (*Βουρωνας* iſt offenbar in *Βουρωνας* zu beſſen; für *Μουυλωνας* leſe ich *Σιγουλωνας* und ſtelle ſie den Marsigni gleich), von Tacitus, dem feinere Unterſcheidungen fernlagen, nicht ohne Grund zu den Schwaben gerechnet (*e quibus Marsigni et Buri sermone cultuque Suebos referunt*, Germ. 43), haben ſich früh nach Südoften gewendet und dort (als *Βουρροι* bei Dion, Buri bei Julius Capitolinus, *Βογαροι* bei Joſimos) das Schickſal der gotiſchen Oſtgermanen geteilt. Das Hauptvolk des Stammes aber war im Norden ſitzen geblieben, wo es noch Ende des 3. Jahrhunderts vom Kaiſer Probus ohne großen Erfolg bekämpft wurde (Joſim. I 67); der gefangen genommene, aber wieder freigegebene Anführer trägt den ſchwäbiſchen Namen Semno.

Demnach hat Zeuß zwar die irrigen Anſichten der „Bojiſten“ von einem keltiſchen Urfprung des echt deutſchen Volkes widerlegt

<sup>1)</sup> Zeiſſſchrift f. diſch. Altertum XII, S. 346. — Auch von Schmidt in ſeiner „Geſchichte der Wandalen“ angenommen. Von mir in der Beſprechung dieſes Buches in der „Deutſchen Erde“, 1903, Heft 3, widerlegt.

<sup>2)</sup> Nach einem einzelnen Priester in Weibertracht kann doch nicht ein ganzes Volk „frauenhaarig“ genannt werden; daß, wie Grimm (Geſch. d. diſch. Spr.) ſagt, „die erſte gotiſche Form“ des Namens Aſtingi „*Hazdiggos* = *Capillati*“ ſei, iſt mehr als fraglich; nach dem Beiſpiel von *jar*, *jer* wird auch *har* got. her gelautet haben; im nord. *haddr* iſt d ebenſo wenig wurzelhaft wie in *madhr*; die Aſtinge (*Azdingi* iſt got. Nebenform, wie *azgo* = *asca*) gehören als Teilvolk der Wandalen zum gotiſchen Stamme.

<sup>3)</sup> So z. B. von Bitterauf in ſeinem (Beil. z. „Allg. Ztg.“, Nr. 4, 1903) von mir (Nr. 93) mit Leichtigkeit als durchaus underechtiſt zurückgewieſenen Angriff.

und, wie Mehlis<sup>1)</sup> mit Recht sagt, „den böjischen Nebel“ zerstreut, keineswegs aber die Einheit von Baias und Boiohaemum, der Baiern und der Markomannen „bewiesen“. Da aber seine Lehre unter den „Unigenisten“, die einen einheitlichen Ursprung des Volkes annehmen, noch heute wohl die meisten Anhänger zählt, müssen wir vor allem, um sie unparteiisch beurteilen zu können, die Schicksale und Wanderungen der Markomannen bis zum Verschwinden ihres Namens in der Geschichte verfolgen.

Der älteste Geschichtsschreiber, der die Markomannen erwähnt, ist Cäsar, dessen Denkwürdigkeiten über den gallischen Krieg sie (I 51) unter den Hilfsvölkern in Ariovist's Heer aufführen. Nach Vellejus, Florus, Drosius führten diejenigen Germanen, die im letzten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung bis an den Oberrhein vorgebracht waren und mit den zurückgedrängten Helvetern in fast täglichen Kämpfen (*saeva cotidiana proelia cum Germanis contendunt*, B. G. I) um den Landbesitz stritten, den Namen Markomannen, der wie die Eigennamen Marcolf, Marcrat, Marcoard, Marcuin, Marcovesa, wie die Ortsnamen Marcodurum, Marcomagus, Marchburg gebildet ist und ganz allgemein<sup>2)</sup> „ausgezeichnete Männer“, nicht aber, wie meist angenommen wird, „Markmannen, Grenzwächter“ bedeutet. „Gegen wen hüteten nun die Markomannen die deutsche Mark?“ Auf diese von Grimm gestellte Frage eine befriedigende Antwort zu finden, fällt ihm selbst schwer; es gab ja damals kein germanisches Reich, und das einzige, was die auseinanderstrebenden Stämme und Völker

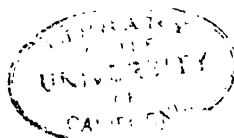
<sup>1)</sup> Markomannen und Bajuwaren. Beitrag z. Anthrop. und Urgeschichte Bayerns V, 1883. In der aus dem 7. Jahrhundert stammenden Vita S. Eustasii heißt es „ad Boios qui nunc Bavocarii vocantur“, in Arnpeß's Chron. Baioariae (15. Jahrhundert) „Baioarios a Bois dictos et gallicam olim fuisse gentem“. Aber noch im 19. Jahrhundert schrieb der Akademiker Bückner (Dokumente zur Geschichte von Bayern, 1832): „Über die keltische Sprache der Bojer besitzen wir sehr gelehrte Abhandlungen von Pallhausen u. s. w.“, und sogar Grimm (Gesch. d. dtsh. Spr. 1848): „Die Baiern sind ein deutsches Volk mit keltischem Namen.“

<sup>2)</sup> Auch die Nordmannen hießen mit anderem Namen Marcomanni, Markamenn. Marcomanni, quos nos Nordmannos vocamus, schreibt Grabanus. Maurus in der Abhandlung De inventione linguarum. Goldast. Script rer. Alamann. 1661.

einigermassen zusammenhielt, war das Gefühl näherer Verwandtschaft. Im Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung waren die schwäbischen Markomannen freilich die Vormacht der Germanen gegen Südwesten, aber höchst wahrscheinlich hatten sie dahin ihren Namen schon aus dem Norden mitgebracht, sicher haben sie ihn auch später, unter ganz veränderten Verhältnissen, beibehalten. Auf welchem Wege die Markomannen an den Oberrhein gelangt waren, ist zwar mit voller Sicherheit nicht mehr festzustellen, doch mit einem hohen Maße von Wahrscheinlichkeit zu vermuten, ungefähr auf dem gleichen, den später auch die Alemannen verfolgten, durch die Täler der Elbe, Saale, Unstrut, Fulda und Kinzig an den unteren Main und von da rheinaufwärts. Die von manchen Historikern vertretene Ansicht, die Markomannen hätten schon vorher die Boier aus Böhmen vertrieben gehabt, und Marbod's klug berechneter Rückzug sei eine Rückkehr <sup>1)</sup> in die „alte Heimat“ gewesen, läßt sich aus den Quellen in keiner Weise begründen. Strabo (VII 2) sagt, auf Poseidonios als Gewährsmann sich berufend, ausdrücklich, daß die Kimbern von den im arkynischen Wald, also in Böhmen, wohnenden Boiern abgewehrt und „zurückgeworfen“ worden seien, und auch nach Vellejus (II 108) und Tacitus (Germ. 42) kann kein Zweifel bestehen, daß die Worte „ipsa etiam sedes, pulsus olim Boiis, virtute parte“ auf Marbod bezogen werden müssen.

Daß wir auch den König Ariovist „selbst als einen Sproß dieses Geschlechtes betrachten“ müssen, wie Mehlis glaubt, dafür liegt ein zwingender Grund nicht vor. Er führt nie dessen Namen, und in der nach germanischem Brauch den einzelnen Völkerschaften entsprechend gegliederten Schlachtordnung waren die Markomannen getrennt von den „Sueben“ aufgestellt, d. h. der Gefolgschaft des Königs und dem kleinen, aber kampfgewöhnten und wohl aus verschiedenen schwäbischen Völkern geworbenen Heer, mit dem er zuerst in Gallien eingerückt war. Die in der unglücklichen Schlacht gegen Cäsar mitkämpfenden Markomannen waren vielleicht nur Hilfstruppen, von den benachbarten Fürsten ihrem kriegsberühmten Stammverwandten zur Unterstützung geschickt,

<sup>1)</sup> So z. B. Mehlis, auch Bremer (a. O.). Die am Helvetierzug beteiligten Boier gehörten einem anderen, weiter südlich an der Donau wohnenden Zweig des mächtigen Volksstammes an.



wahrscheinlicher aber Auswanderer, die sich unter Ariovist's mächtigem Schutze mit Weib und Kind, ebenso wie die kurz vorher eingetroffenen Haruden, auf Galliens fruchtbaren und wohl angebauten Fluren anzusiedeln gedachten. Ihnen sind die nach Cäsar's (B. G. I 51) und Dion's (XXXVIII 50) Bericht in der Wagenburg zurückgelassenen Weiber zuzuschreiben, denn die schon vorher auf dem linken Rheinufer dauernd angesiedelten Wangionen, Remeter und Triboker<sup>1)</sup> haben sicherlich nur ein Aufgebot ihrer streitbaren Jugend ins Feld gestellt und des Königs vorher „niebesiegte“ Kerntruppe bestand wohl größtenteils aus unbewehrten Kriegersleuten, denen das Waffenhandwerk Lebensberuf war. Gerade diese Ansiedelungsversuche ganzer Völker hatten aber mit Recht die Besorgnis der Gallier erregt und das Eintreten der römischen Feldherrn veranlaßt.

Auch nach der Entscheidungsschlacht behaupteten die drei genannten Völkchen ihre linksrheinischen Wohnsitze; was von den übrigen dem Blutbade entronnen war, mag teils bei den benachbarten Marcomannen, teils bei entfernteren schwäbischen Völkern Zuflucht gefunden haben. Wenn aber die civitas S. N. mit der Hauptstadt Ladenburg (Lupodunum) wirklich, wie Zangemeister<sup>2)</sup> nach einem in Frankreich gefundenen Grabstein vermutete, als „Gaugenossenschaft der Neckarschwaben“ aufgefaßt werden muß, so kann doch diese schwäbische Ansiedelung unmöglich, wie Fabricius<sup>3)</sup> meint, auf Überlebende aus Ariovist's Heer bezogen werden, denn Marbod hat bei seinem Auszug alle seine Stammesgenossen mitgeführt und ein menschenleeres Land zurückgelassen. In einem Teil desselben siedelte nach Dion's Mitteilung (LV 15) Domitius Ahenobarbus, Statthalter an der Donau, wenige Jahre vor unserer Zeitrechnung einen heimatlos auf der Suche nach Ackerland

<sup>1)</sup> Nach dem Lautstand der Namen gehörten nur die Wangionen dem schwäbisch-hermoninischen, Remeter und Triboker dagegen dem kimbriisch-ingävonischen Stamm an.

<sup>2)</sup> Zur Geschichte der Neckarländer in römischer Zeit. Neue Heidelberger Jahrbücher III 1, 1893. Die Inschrift des bei Aubigny gefundenen Steines lautet: Di mani Tertinae Florentinae cives Sueb a Nicroti vixit a XVII.

<sup>3)</sup> Die Besitznahme Badens durch die Römer. Neujahrsblätter der bad. hist. Kommission, Heidelberg 1905. — Die Schrift enthält auch sonst, was die älteren Zeiten anlangt, manches Irrtümliche.

umherziehenden Schwarm von Hermunduren an, die anscheinend auch nach der Errichtung des Bheinlandes wohnen blieben und darum als Suebi Nicrotes bezeichnet werden konnten. Daß das Bheinland, wie auch die Germania prima auf dem linken Bheinufer, von den Römern vollständig romanisiert wurde, davon legen gerade, außer dem schon erwähnten, die in der Nähe von Heidelberg gefundenen Grabsteine Zeugnis ab. Einen der sonderbarsten Einfälle, die mir jemals aufgestoßen sind, hat Halter in einem Aufsatze „Auf den Spuren der Haruder im Elsaß“ der Öffentlichkeit <sup>1)</sup> mitgeteilt; er meint, die Mundart der Kolmarer Gegend sei „nicht alemannisch, sondern altnordisch“ und stamme unmittelbar von der Sprache der mit Ariovist verbündeten Haruden ab. Das wäre, wie ich in einer Widerlegung „Haruden im Elsaß?“ gezeigt habe, nur möglich, wenn sich im Oberelsaß von Cäsar's Zeiten bis zur Besitznahme durch die Alemannen, also fast ein halbes Jahrtausend lang, germanische Sprache erhalten hätte.

Obwohl ein Teil der Markomannen mit in Ariovist's furchtbare Niederlage verwickelt war, blieb doch auf dem rechten Bheinufer ihre Macht zunächst unerschüttert. Sie werden im Gegenteil gegen die Helveter, die, durch den verunglückten Heerzug um ein Drittel geschwächt, auf Cäsar's Geheiß ihre alten Wohnsitze zwischen Rhein, Jura und Alpen wieder eingenommen hatten, leichteres Spiel gehabt haben. Bald aber wurden ihnen nach der völligen Unterwerfung Galliens die römischen Regionen gefährlich. Drusus, der in mehreren Feldzügen glücklich gegen germanische Völker gefochten hatte, brachte auch den Markomannen eine empfindliche Niederlage bei und errichtete aus den erbeuteten Waffen ein hochragendes Siegeszeichen (*Missus in eam provinciam Drusus primos domuit Usipetes, inde Tenchtheros percurrit et Cattos. Nam Marcomannorum spoliis insignibus quendam editum tumulum in trophaei modum excoluit*, Flor. IV 12). Doch ist es wohl Übertreibung, wenn Drosius (IV 12) behauptet, er habe sie „beinahe bis zur Vernichtung“ geschlagen, denn bald darauf, ungefähr ums Jahr

<sup>1)</sup> Beilage z. „Allg. Btg.“ Nr. 196, 1902; meine Entgegnung in Nr. 235. — Nach dem Monum. Ancyranum wohnte in den ersten Jahren unserer Zeitrechnung ein Teil der Haruden (*Cimbri et Charudes et Semnones*) noch in Holstein (*Χαρουνες* bei Ptolemäos II 11), wenig südlicher noch im 9. Jahrhundert Transiens, Ludwig der Deutsche, per Angros, Harudos. Suebos . . . . Thuringiam ingreditur, Ann. Fuld. ad a. 852).

10 v. Chr., sehen wir das Volk unter der Führung des hochstrebenden und staatsklugen Marbod, eines Mannes, den „auch die flüchtigste Erzählung nicht übergehen darf“ und der „mehr von Abstammung als nach seinem Wesen ein Barbar“ war (*natione magis quam ratione barbarus*, Vellejus, II 108) zu großen Taten nach neuen Wohnsitzen aufbrechen. „Edlen Geschlechts, stark und verwegen“, von dem Ehrgeiz beseelt, ein mächtiges Reich zu gründen und sich die Königskrone aufs Haupt zu setzen, wie in dem Bestreben, sein Volk der gefährlichen Nachbarschaft der Römer zu entrücken, faßte der junge Held den kühnen Plan, mit seiner gesamten Streitmacht, mit Hab und Gut, mit Weibern und Kindern sich, „vor mächtigeren Waffen weichend“, in ein Land zurückzuziehen, wo er der Mächtigste sein könnte (*nihil erat in Germania quod vinci posset, praeter gentem Marcomannorum, quae Maroboduus duce excita sedibus atque in interiora refugiens incinctos Hercyniae silvae campos incolebat*). Dazu war das von hohen Gebirge wie mit Festungswällen umschlossene Böhmen wie geschaffen, und besser als ihren helvetischen Nachbarn gelang den Markomannen die Ausfahrt. Ihrem siegreichen Schwert mußten die früheren Bewohnern, keltische Boier (*pulsis olim Boiis*, Tac. Germ. 42), deren Namen das Land noch heute trägt, weichen, und in der neuen, durch Tapferkeit errungenen (*virtute parte*) Heimat gründete Marbod teils durch Waffengewalt, teils durch die Kunst friedlicher Unterhandlung, durch Bündnisse und Verträge den ersten germanischen Staat, ein schwäbisches Reich, auf dessen Machtfülle vertrauend, — er unterhielt ein stehendes Heer von 70.000 Streichern zu Fuß und 4000 Reitern — er gegen den römischen Kaiser die Sprache eines Gleichberechtigten führte. Das war unerträglich für den Stolz eines Tiberius, des voraussichtlichen Thronfolgers; mit einem unerhörten Heeresaufgebot, mit zwölf Legionen, suchte er im Jahre 6 n. Chr. das Markomannenreich von zwei Seiten zu umflammern und zu zermalmen. Doch das „Geschick vereitelt die Pläne der Menschen“; durch einen Aufstand in Pannonien kam der Feldzug ins Stocken. Nicht durch römische, durch heimische Waffen sollten die beiden größten und mächtigsten Männer des damaligen Germaniens fallen. Neid, Eifersucht und Stammeshader — das leidige Erbübel der Germanen — hielten Marbod ab, die ihm von Arminius, dem „Befreier Germaniens“, dargebotene Hand zu er-



greifen. Es kam zum Kampf, und in der mörderischen Entscheidungsschlacht, im Jahre 17 n. Chr., erlitt Marbod eine unbestreitbare, wenn auch keineswegs vernichtende Niederlage. Doch hatte er damit seines Glückes Gipfel überschritten und verlor mehr und mehr das Vertrauen seiner Verbündeten, so daß es zwei Jahre später dem Abenteuerer Catualba gelang, ihn durch einen kecken Handstreich zu stürzen. Da er „zu sehr am Leben hing“, erreichte er, in Ravenna das Gnadenbrot der Römer essend, ein unrühmliches Alter. Catualba hatte, bald darauf mit Hilfe der Hermunduren vertrieben, das gleiche Geschick, und beider Gefolgschaften wurden von den Römern in Mähren unter einem König aus quabischem Geschlechte angesiedelt (*barbari utrumque comitati, ne quietas provincias immixti turbarent, Danubium ultra inter flumina Marum et Cusum locantur, dato rege Vannio gentis Quadorum*, Tac. Ann. II 63). Das Markomannenreich in Böhmen aber blieb unter Königen aus Marbods <sup>1)</sup> erlauchtem Geschlechte (*nobile Maebrodoi et Tudri genus*, Tac. Germ. 42) berühmt und mächtig (*praecipua Marcomannorum gloria viresque*) und hatte allmählig Macht und Besitz bis zur Donau ausgedehnt, so daß es gewissermaßen „Germaniens Stirn“ bildete (*eaque Germaniae velut frons est*).

Der Weg, den Marbod mit seinem Volke zurücklegte, um in die neue, nicht in die „frühere Heimat“ zu gelangen, scheint mir nicht so schwierig „zu bestimmen“, wie Mehlig meint. Da die alte Völker- und Handelsstraße längs der Donau durch die Römer verlegt war, blieb eigentlich nur der Zug längs der Bergstraße oder, wenn man der Verpflegungsschwierigkeiten wegen die große Menge trennen wollte, zum Teil durch die Täler des Neckars, der Jagst und Tauber an den Main und von da der Paß süblich vom Fichtelgebirge ins Egerland übrig. Von hier aus vordringend, haben die Markomannen, jedenfalls nicht ohne Widerstand, die Boier allmählig nach Süden und aus dem Ring der Berge hinaus gegen die Donau gedrängt. Pilsen mag daher ein „Hauptstiz“ des schwäbischen Volkes gewesen sein, doch halte ich es ebenso wenig wie Budweis für Marbods Königsburg, wo sich des leichten Erwerbs

<sup>1)</sup> Da tudor im Angelsächsischen *progenies*, *suboles* bedeutet und Tudrus oder Tuder sonst als Name nicht vorkommt, liegt die Vermutung nahe, Tacitus habe hier ein germanisches Wort aufgenommen, die Stelle sei demnach zu übersezen: „das erlauchte Geschlecht Marbods und seiner Nachkommen.“

wegen auch zahlreiche Händler aus den römischen Provinzen niedergelassen hatten <sup>1)</sup> (*regiam castellumque iuxta situm; veteres illic Sueborum praedae et nostris e provinciis lixae ac negotiatores reperti*, Tac. Ann. II 62). Schon früher habe ich die Meinung ausgesprochen, daß diese Handelsstadt mit der festen Königsburg nur beim heutigen Prag mit dem Grabschinn gesucht werden kann. Ohne Zweifel hat Marbod die frühere Hauptstadt der Boier zu der seinigen gemacht. Bouiaemon nennt Strabo nur den Königssitz, und die örtlichen Verhältnisse der durch eine Stromschlinge der Moldau und den dahinter liegenden Laurentiusberg geschützten Landzunge mit den heutigen Orten Bubna und Holeschowitz entsprechen ganz der gewöhnlichen Anlage gallischer Städte. Daß die Gegend von Prag während der Markomannenzeit stark bevölkert war, beweist außerdem das bei Podbaba <sup>2)</sup> aufgedeckte germanische Reihengräberfeld.

Nachdem sich die Markomannen bis gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts ziemlich ruhig innerhalb ihrer Bergfeste gehalten hatten, wurde durch Anwachsen der Volksmenge, durch Wanderlust und Latendrang, wohl auch durch einen die römischen Streitkräfte nach dem fernen Osten ablenkenden Partherkrieg, das kriegerische Volk gereizt und ermutigt, angriffsweise gegen das Römerreich vorzugehen. Der Anfang war vielversprechend: mit den Quaden <sup>3)</sup>, ihren östlichen Nachbarn, verbündet, fielen sie im Jahre 167 in Italien ein, vernichteten ein

<sup>1)</sup> Die Bevölkerung von Böhmen in vorgeschichtlicher und frühgeschichtlicher Zeit. Globus LXII 24, 1892. — Der Ortsname Bubweis hängt nicht, wie manchmal angenommen wurde, mit Marbod zusammen, sondern ist derselbe wie Mährisch-Budweis (beides tschechisch Budejovice und mit af. budil, Büttel, und fest. bodium, deutsch Bube, urverwandt). Budweis wurde erst 1265 von Ottokar II. gegründet, Prags Entstehung dagegen verliert sich im Dunkel der Sage und des Altertums.

<sup>2)</sup> Niederle, Die neuentdeckten Gräber von Podbaba. Mitteil. d. Anthr. Gesellsch. in Wien 1892. Nachtrag im folgenden Jahrgang, St. F. XIII, Sitzungsbericht S. 91.

<sup>3)</sup> Die Quaden, „die Grimmigen“, wohnten schon im Jahre 19 n. Chr. (Tac. Ann. II 63) an der March, wohin sie von der Niederelbe, dem Einfallstor für alle Schwaben (*Fundat ab extremo flavos Aquilone Suevos Albis . . .*, Lucan. Pharsal. II 51), wahrscheinlich durch das Elb- und Odertal und über das Gesenke gekommen waren.

römisches Heer und belagerten Aquileja. Die Gefahr für Rom war groß. Beide Kaiser, Mark Aurel und Verus, warfen sich ihnen mit Aufbietung aller verfügbaren Streitmittel entgegen und drängten sie über die Alpen, schließlich auch über die Donau zurück. Reich an Wechselfällen und blutigen Schlachten dauerte der Krieg, mit geringer Unterbrechung, fünfzehn Jahre (166—180). Beim Friedensschluß konnten die Markomannen zwar die Donaugrenze behaupten, aber der fürchterliche Krieg hatte das Volk doch sehr geschwächt: viele Tausende waren gefallen, ebenso viele als Gefangene nach Italien geschleppt und in dem entvölkerten Lande als Bauern angesiedelt worden (*accepitque in deditionem Marcomannos, plurimis in Italiam traductis*, Jul. Capitolinus, *M. Anton. Philos. c. 22*). Hätte dieser tatkräftige Kaiser etwas länger gelebt, er würde damals schon das Markomannenland zur römischen Provinz gemacht haben (*Triennio bellum postea cum Marcomannis, Hermunduris, Sarmatis, Quadis etiam egit; et si uno anno superfuisset, provincias ex his fecisset, c. 27*). Hundert Jahre später hatten sie Böhmen schon aufgegeben und wohnten auf dem linken Donauufer, ungefähr zwischen Wien und Pest. Der Statthalter von Pannonien (*dux Pannoniae primae et Norici ripensis*) war nach dem Staatshandbuch des weströmischen Reiches (V 7) zugleich *Tribunus gentis Marcomannorum*. Als ums Jahr 396 die Königin Fritigil<sup>1)</sup> (*Fritigil quaedam, regina Marcomannorum*) zum Christentum übertrat, riet sie ihrem Gemahl, sich den Römern zu unterwerfen, was er auch tat (*cum populo suo se Romanis. tradidit*, Paulin Vita S. Ambros. 5.). Die auf römisches Gebiet übergetretenen Teile des Volkes, in der Valeria zwischen Donau, Drau und Save (*Quam Valeriam aliquando Marcomannorum gens obtinuit . . . . . Valeriam finit fluvius maximus, qui dicitur Savus*, Ravenn. Anon. Cosmogr. IV 21), wurden vom Prätor Lucius besiegt und nach ihrer Einverleibung die Reichsgrenzen neu geordnet (*Marcomanni et Quadi in illa Valeria, quae inter Dravum Danubiumque interiacet, ab eodem tunc ductore oppressi, finesque inter Romanos et barbaros ab Augusto per Vindeliciam, Noricum Moesiamque dispositi*, Jordan. *De regn. et*

<sup>1)</sup> Der entstellte Name hat ursprünglich wohl Frithigild, Frithigisla oder Frithigeila gelautet.

temp. successione); die übrigen wurden, wie die meist mit ihnen verbündeten Quaden, den Goten zinspflichtig (stetit sub pretio Marcomannus, Quadorum principes in servitutum redacti sunt, Jordan. De reb. Get. 16). Zur Zeit des Gotenkönigs Geberich, um die Mitte des 4. Jahrhunderts, wohnten sie westlich von den zwischen den Flüssen Maros (Marisia) und Körös (Grissia), beide in die Theiß sich ergießend, sitzenden Wandalen (Erant namque illis tum ab oriente Gothi, ab occidente Marcomanni, Jordan. De reb. Get. 27). Im römischen Heere dienten, wie aus der Notitia dignitatum imperii Romani zu ersehen, Marcomanni seniores und iuniores mit dem Beinamen Honoriani, also wohl unter Kaiser Honorius (395—423) ausgehoben und eingeteilt. Nach den Briefen des H. Hieronymus (3 ad Hel., 9 ad Ageruch.) bestanden die Schwaben, die um die Wende des 4. und 5. Jahrhunderts verheerend in den Donauländern und Gallien einfielen, hauptsächlich aus Quaden und Markomannen (cunctasque Pannonias Gothus, Sarmata, Quadus, Alanus, Hunni, Vandali, Marcomanni vastant, trahunt, rapiunt . . . . . Quicquid inter Alpes et Pyrenaeum est, quod Oceano et Rheno includitur, Quadus, Vandalus, Sarmata, Alani . . . et, o lugenda Respublica! hostes Panonnii vastarunt). Als im Jahre 409 die vereinigten Wandalen, Schwaben und Alanen nach furchtbarer Verwüstung Galliens sich anschickten, die Pyrenäen zu überschreiten, öffneten ihnen die stammverwandten Honoriaci (quondam in foedus recepti atque in militiam allekti, Oros. VII 40, daher ohne Zweifel mit den erwähnten Honoriani gleichbedeutend), die von Constantius, dem Sohne des Gegenkaisers Constantinus, nach Spanien geführt worden waren, die Gebirgspässe und machten mit ihnen gemeinschaftliche Sache. Wir dürfen daher annehmen, daß das vom König Hermeric in Gallicien gegründete Schwabenreich (Suevi principe Hermerico cum Alanis et Vandalis simul Spanias ingressi sunt atque omnem Galliciam cum Vandalis occupant, Isidor. Hst. Suev. ad ann. 409) zu einem guten Teile aus Markomannen bestand. Dem Hunnenkönig Attila untertan, hat der im Osten zurückgebliebene Volksteil wohl auch dessen Heerfahrten mitgemacht und ihm seine Schlachten schlagen geholfen (Erant eius subiecti Dominio . . . . fortissimae nihilominus gentes, Marcomanni, Suevi, Quadi . . . ., Paul. Hist. miscell. XV 2). Von da ab

wird ihr, wie der Quaden, Name <sup>1)</sup> nicht mehr gehört; unter der gemeinsamen Bezeichnung „Schwaben“ (Suavi, Suevi) scheinen die durch wiederholte Auswanderungen und unaufhörliche Kämpfe sehr zusammengeschmolzenen Überbleibsel der beiden verwandten Völker in einander aufgegangen zu sein.

In der Lebensbeschreibung des S. Severin, der in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts, nach Attila's Tod, im römischen Norikum lebte und lehrte, werden als Verwüster des Landes besonders Alemannen und Thüringe (Eugipp. Vita S. Severini XXXI 4: Et rex — Feletheus qui et Feva — hunc, inquit populum, pro quo benevolus precator accedis, non patiar Alamannorum ac Thoringorum saeva depredatione vastari vel gladio trucidari), aber auch Heruler und Rugier, niemals dagegen Markomannen oder Baiovaren genannt, doch ist jener Hunimund, der mit geringem Gefolge die Stadt Passau <sup>2)</sup> überrumpelte (c. XXII), ohne Zweifel derselbe Mann wie der von Jordan (De reb. Get. 53 u. 54) erwähnte Schwabenherzog oder König (Hunimundus Suevorum dux . . . . Suevorum reges Hunimundus et Alaricus). Die unter diesen beiden Fürsten stehenden Schwaben, die nichts anderes sein können als die verschmolzenen Überbleibsel der Markomannen und Quaden, saßen auf dem linken Donauufer, an der March und Waag, also nicht weit vom Plattensee in Pannonien (quia Dalmatiis Suavia vicina erat nec a Pannoniis multum distabat), wo damals die Ostgoten wohnten. Auf einer Heerfahrt nach Dalmatien raubten sie beim Durchzuge auch einige den Goten gehörende Herden; daher überfiel König Theodemir, Theoderichs Vater, die Heimkehrenden, schlug sie beim Plattensee aufs Haupt und nahm ihren Anführer Hunimund gefangen. Auf das Gelöbniß der Unterwerfung ließ er jedoch Gnade walten, gab die Gefangenen frei und machte Hunimund sogar zu seinem Waffensohn. Diese Großmut wurde jedoch schlecht belohnt. Der Schwabekönig konnte die Niederlage nicht verschmerzen und hegte im Stillen die an der Donau wohnen-

<sup>1)</sup> Auch diese waren schon Ende des 4. Jahrhunderts sehr geschwächt; *parum nunc formidanda* nennt *Am m i a n* (XXIX 6) das einst so mächtige Volk.

<sup>2)</sup> Nach einer dort stehenden batavischen Besatzung hatte die alte Boierstadt Boiodurum, Bojotro bei Eugipp, den Namen Batavis oder Patavis, heute Passau, erhalten.

den Skiren <sup>1)</sup> gegen die Goten auf; in dem sich entspinrenden Kampfe fiel gleich anfangs König Walamir, und die Goten stritten, um dessen Tod zu rächen und über den hinterlistigen Abfall und Angriff erbittert, mit solcher Wut, daß fast das ganze feindliche Heer zusammengehauen wurde und nur wenige übrig blieben, um ihres Volkes Namen zu erhalten (*qui nomen ipsum ferrent*). Damit aber nicht genug; in berechtigter Furcht vor den Goten brachten Hunimund und Marich <sup>2)</sup> aufs neue ein großes Heer zusammen aus allerlei Volk, außer Schwaben, Gepiden, Rugiern, den Überbleibseln der Skiren unter Erika und Onulf (die Handschriften haben Vulfus oder Hunulf), Odoakers Vater und Bruder, auch Sarmaten. Aber auch in diesem Kampfe blieben die Goten unter den königlichen Brüdern Theodemir und Widimir Sieger und richteten in ihrem Schlachtenzorn ein solches Blutbad unter den Feinden an, daß 10.000 Schritte weit das Gefilde mit Leichenhügeln und Waffen bedeckt war und „wie ein rotes Meer“ erschien (*ut rubrum pelagus appareret*). Von der zahllosen Menge erreichten nur einzelne mit Mühe und Not durch schimpfliche Flucht die Heimat wieder (*effugati vix ad sua inglorii pervenerunt*).

Nach dieser furchtbaren Schlacht, die kurz vor 472, dem Jahre der Heimkehr des 18jährigen Theoderich aus Konstantinopel, stattgefunden haben muß und jedenfalls die Kraft des Volkes gebrochen hat, hören wir lange nichts mehr von demselben. Die Schwaben (*Σαβαροι*), bei denen im Jahre 537 Witichis durch seine Feldherren nach Prokop (Gotenfr. I 16) ein Hilfsheer anwerben ließ, waren vermutlich die Alemannen und ihre vom gleichen Schriftsteller (I 12) genannten östlichen Nachbarn. Auch sie hatte, wie Jordan (c. 55) berichtet, König

---

<sup>1)</sup> Die Skiren, die „Glänzenden“ (got. *skeirs*, ags. *scir*, an. *skirr*), gleichbedeutend mit Torklinge (von ags. *torht*), waren ein Teilstamm der Rugier. Ob die von einer obbischen Inschrift des 2. Jahrhunderts v. Ch. im Vereine mit Galatern erwähnten Skiren Vorläufer der gotischen Wanderung oder, wie die Bastarner, ein keltisches Volk waren, ist ungewiß; der Name beweist wegen der Verwandtschaft der Sprachen nichts.

<sup>2)</sup> Beide werden Könige der Schwaben genannt. Ob sie Brüder waren oder den verschiedenen, markomannischen und quadiſchen, Bestandteilen des Volkes vorstanden, wissen wir nicht.

Theodemir, im Winter 471 auf 472 die gefrorene Donau <sup>1)</sup> überschreitend, geschlagen. Die unbedeutenden Überbleibsel der Ostschwaben dagegen wurden nach der *Origo gentis Langobardorum* (c. 5.) und Paul Warnefrids Sohn (Gest. Langob. I 21) von den Langobarden, die damals in der ungarischen Ebene, dem heutigen Alföld, wohnten (in *campis patentibus, qui sermone barbarico feld appellantur*), ums Jahr 530 unter König Wacho besiegt und unterworfen (*Eo tempore inclinavit Wacho Suavos sub regno Langobardorum . . . . Eodemque tempore Wacho super Suevos irruit eosque dominis suo subjugavit*), später (568) von Alboin mit anderen abhängigen Völkerschaften germanischen und fremden Stammes nach Italien geführt und dort gesondert angesiedelt (Gest. Lang. II 26, *Certum est autem, tunc Alboin multos secum ex diversis, quas vel alii reges vel ipse ceperat, gentibus ad Italiam adduxisse, unde usque hodie eorum in quibus habitant vicos, Gepidos, Bulgares, Sarmatas, Pannonios, Suavos, Noricos sive aliis huiusmodi nominibus appellamus*). Ungefähr um die gleiche Zeit (585) wurde auch das Schwabenreich in Spanien, dessen Macht und Ausdehnung schon seit Rikiar's Sturz und Ende im Jahre 456 sehr eingeschränkt war, durch König Leovigild, der den letzten schwäbischen Herrscher, den Empörer Audika, fesseln und ins Kloster stecken ließ, dem gotischen Reiche einverleibt. So waren die letzten Nachkommen der einst so mächtigen Markomannen und Quaden soweit sie das Schwert verschont hatte, in fremden Landen, zuerst in anderen germanischen, Langobarden und Westgoten, schließlich in den sich neubildenden romanischen Völkern, Italienern und Spaniern, aufgegangen.

Wer trotz alledem an der von Zeuß angeblich „bewiesenen“ Abstammung der Baiern von den Markomannen <sup>2)</sup> festhält, der mußte,

<sup>1)</sup> Wie ich in dem Buche „Die Germanen“ nachgewiesen habe, muß dieser Übergang über die gefrorene Donau ungefähr beim heutigen Ulm stattgefunden haben, „wo einige Flüsse (Iller, Wertach, Lech), mit gewaltigem Losen von den Hochalpen herabstürzend, in die Donau sich ergießen“. (Jordan, *De reb. Get.* 55).

<sup>2)</sup> So Wittmann, *Die Herkunft der Baiern von den Markomannen*, 1841. J. Grimm, *Geschichte der deutschen Sprache*, 1848, Büdinger, *Zur Kritik altbayerischer Geschichte*, 1857, Bachmann, *Die Einwanderung der Baiern*, 1878, Kiegl, *Geschichte Bayerns*, 1878—89, Mehlis, *Markomannen und Bajuwaren*, 1882, Bremer, *Ethnographie der germanischen Stämme*, 1899, Much, *Deutsche Stammeskunde*, 1900, u. A. — Schon vor Zeuß hatte Luden, *Geschichte des deutschen Volkes*, 1825—37, die markomannische Herkunft behauptet.

von allen sprachlichen Gründen vorläufig abgesehen, auf rein historischem Wege aus den Quellen nachweisen, daß 1. ein Teil des Volkes von der langobardischen Herrschaft frei geblieben, und 2. wie dieser von der March und Waag, wo er am Ende des 5. und Anfang des 6. Jahrhunderts seinen Wohnsitz hatte, ins Quellgebiet des Mains, den bairischen Nordgau, von wo aus die Einwanderung der Baiovaren erfolgte, gelangt ist, wie es 3. kommt, daß erst mehrere Jahrhunderte nach dem Verlassen von Böhmen (ungefähr zu Ende des 4. Jahrhunderts fanden die Langobarden dort schon die Slaven, Beowinidi) die Markomannen nach jenem Lande benannt wurden, warum diese 4. das Christentum wieder aufgegeben hatten, so daß sie aufs neue bekehrt werden mußten, was 5. aus dem großen Volke der Rugier, das doch nicht spurlos aus der Geschichte verschwunden sein kann, geworden ist. Alles das ist aber, wie ich schon in der erwähnten Abwehr des sachlich durchaus unge-rechtfertigten Bitterauf'schen Angriffs betont habe, unmöglich.

Zu den „Unigenisten“ sind auch solche Forscher zu rechnen, die, Freytag,<sup>1)</sup> wie die Baiern für „Gotenkenel“ erklären, ihnen also rein gotische Abkunft zuschreiben. Diese, übrigens nicht oft gehörte, Ansicht widerlegt sich schon dadurch, daß die altbairische Sprache eben nicht gotisch, sondern „althochdeutsch“ ist, d. h. den Mundarten der Schwaben, Alemannen und Oberfranken näher steht. Allein die Namen der im bairischen Gesetzbuch genannten Adelsgeschlechter Huosi, Drozza, Fagana, Hahilinga, Anniona, die auf ahd. i und a, nicht got. eis und os endigen, sind hier entscheidend.

Gegen die „Förderatisten“, nach deren Meinung<sup>2)</sup> die Baiovaren einen „Völkerbund“ aus gotischen Bestandteilen (Skiren, Rugiern, Herulern) mit mehr oder weniger schwäbischer Beimengung (Alemannen, Quaden, Markomannen) darstellen, spricht vor allem der Umstand, daß uns die Baiern, wie Quizmann (a. D.) mit Recht hervorhebt, „schon bei ihrem ersten Erscheinen in der Geschichte als ein durchaus einiges, in seinen Bestandteilen gleichförmiges Volk entgentreten“, was unmöglich

<sup>1)</sup> Aus dem Mittelalter, 1866.

<sup>2)</sup> Zu den Förderatisten gehören Mannert, Geschichte Bayerns 1826, Rudhart, Älteste Geschichte Bayerns 1841, Conzen, Geschichte Bayerns 1853, Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde 1870—92, Arnold, Deutsche Urzeit 1879.



der Fall sein könnte, „wenn sie aus einem Völkerbund <sup>1)</sup> entstanden wären“; zudem ist die Art ihrer Einwanderung und Ausbreitung <sup>2)</sup> unvereinbar mit einer solchen Voraussetzung.

„Ist somit“, fährt der genannte Schriftsteller fort, „der (von Zeuß) mühsam aufgebrauchte Beweis Stück für Stück zusammengefallen, so stürzt auch die sich darauf stützende Schlußfolgerung <sup>3)</sup>, nämlich daß unter den Franken, welche viele Jahre im Elblande gewohnt haben, die Baiern zu verstehen seien“. Was hat nun Quiggmann, der in gewissem Sinne selbst zu den „Föderatisten“ gehört und seine Ansichten außer in der genannten Schrift noch in einem größeren Werke <sup>4)</sup> vertreten und weiter ausgeführt hat, den von ihm bekämpften Lehrmeinungen entgegen zu stellen? Seine Beantwortung der Frage verdient eine besondere Behandlung.

Dabei ist, als grundlegend zunächst seine Deutung und Übersetzung des Volksnamens Baiovarri als „Weidbündner“ von got. bai, bajoths, ahd. be, betho, beide, und ahd. wara, das außer „Wahrheit“ auch „Treue, Bündnis“ bedeutet, zu beurteilen. Eine Zusammensetzung mit

<sup>1)</sup> „Auch ein altbairisches Geschlecht im Huosigau“, sagt Grimm (Gesch. d. dtsh. Spr.) „hieß die Schyren, Scheiren, Scheirer; es ist ganz glaublich, daß skirische Geschlechter aus Pannonien und Noricum nach Baiern gesprengt wurden“. Da aber das Wort skir verschiedenen germanischen Sprachen gemeinsam ist, beweisen Ortsnamen wie Seira, Scirilinga, Skirstat selbstverständlich nichts für eine Verschmelzung gotischer Stämme mit den Baiern. Schon in Hufschberg's Geschichte des Hauses Scheiern-Wittelsbach, München 1834, ist zu lesen: „Mitgenossen des bajorischen Volksvereins“ seien „die Völkerschaften der Sciren oder Schiren und der Orier oder Orierer“ gewesen.“

<sup>2)</sup> Besonders auf Riegler (Die Ortsnamen der Münchener Umgegend, N. D. 44. Bd.) sich stützend, meint Weber (Beitr. z. Vorgeschichte von Oberbayern III), „daß die Einwanderer zuerst Norikum und dann erst Rhätien besetzten“. Wie ich schon in der Besprechung der Weber'schen Arbeit (Zentralbl. f. Anthr. VII 6, 1902) gezeigt habe, beweisen dies die für die Baiern kennzeichnenden Ortsnamen auf ing keineswegs. Fortunatus Venantius, der als einer der ersten (6. Jahrh.) die Baiern nennt (V. S. Martin, IV 644), setzt sie zwischen Lech und Inn, wo schon die Roemen wohnten.

<sup>3)</sup> Die Verwechslung des fränkischen Herzogsengeschlechtes der Agilolfinger mit dem bairischen Volke ist entschieden das Schwächste in der Zeuß'schen Beweisführung.

<sup>4)</sup> Die älteste Geschichte der Bayern 1873.

ersterem Wort ist aber außer ahd. *bedenthalp* in den altgermanischen Sprachen nicht bekannt, und wenn eine solche mit dem einfachen Stamm *bai* und den Bindelaut *o* (die ursprüngliche Form ist *Baiovarii* bei *Fortunat*, *Baiobari* bei *Jordan*, nicht *Baiwarii*, denn *Baiuvarii* ist aus *Baiovarii* entstanden, nicht umgekehrt) auch nicht ganz unmöglich erscheint, so wäre in diesem Falle doch eine Ableitungsendung zu erwarten; *Quigmann* denkt sich allerdings den Namen „durch uneigentliche Zusammensetzung, vielmehr Zusammenstellung“ entstanden, wozu aber wieder die männlich lateinische Endung *i* statt ahd. *o* nicht stimmt. Zudem sind alle ähnlich gebildeten germanischen Volksnamen *Chattuarii*, *Amsivarii*, *Chasuarii*, *Angrivarii*, *Ziuvarii*, *Ribuarii*, *Teutonoarii*, *Cantuarii* u. a., mit got. *vair*, ahd. *wer*, af. *ver*, an. *verr*, Mann, zusammensetzt, so daß *Baiovarii* mit anderer Ableitung eine ganz vereinzelt dastehende Ausnahme bilden würde. Die sprachliche Grundlage fehlt also der *Quigmann*'schen Auffassung entschieden; wie steht es mit der geschichtlichen?

Mit vollem Recht wird hervorgehoben, daß die Baiern „unter den drei (es sind vier!) Hauptstämmen des Germanenvolkes . . . nur dem suevisch-herminonischen Stamme angehören können, da sich nur in diesem das charakteristische Merkmal der Bayern noch heutigen Tages die hochdeutsche Sprache entwickelte“. Nach Ausschließung der Markomannen bleiben folgerichtig nur die Quaden übrig. Nach *Quigmann*'s Meinung enthält die Stelle der *Annalen* des *Tacitus* (II 63), die von den Gefolgschaften *Marbod*'s und *Catualba*'s handelt, die „Entstehungsgeschichte“ des bairischen Volkes: „Den Gefolgschaften beider Flüchtlinge wurde, damit sie die Ruhe friedlicher Provinzen nicht stören sollten, jenseits der Donau, zwischen den Flüssen *Marus* und *Cusus*, ein Gebiet zur Ansiedelung angewiesen und *Bannius* vom Volke der Quaden zum König gesetzt (*barbari utrumque comitati, ne quietas provincias immixti turbarent, Danubium ultra inter flumina Marum et Cusum locantur, dato rege Vannio gentis Quadorum*)“. Da diesen Scharen ein besonderer König gegeben wurde, können sie, was auch sehr begreiflich ist, nicht gering an Zahl gewesen sein. Ein so mächtiger König wie *Marbod* hatte außer seinem großen stehenden Heer jedenfalls noch eine besondere Leibwache, ein großes Gefolge unbedingt ergebener Anhänger, die ihn auch im Unglück nicht verließen;

dazu kamen Catualba's Krieger, der schon mit einer starken Heerschar (*valida manu*), die gewiß zum Teil aus Goten bestand, ins Markomannenland eingefallen war, durch Gold und Versprechungen einen Teil der Vornehmen auf seine Seite gebracht (*Corruptisque primoribus ad societatem*) und mit den reichen, in der Königsburg erbeuteten Schätzen (*veteres illic Suevorum praedae*) sich ohne Zweifel, um seine junge Herrschaft zu stützen, eine möglichst starke Gefolgschaft von Waffenträgern geworben hatte, und endlich des neuen Königs Vannius Begleiter. Wo dieses Vannianische Reich zu suchen ist, darüber gibt uns Plinius (IV 23) in einer allerdings nicht ganz klaren und oft mißverstandenen Stelle Auskunft (*Superioria autem inter Danubium et Hercynium saltum usque ad Pannonica hiberna, Carnunti Germanorumque ibi confinium; campos et plana Jazyges Sarmatae, montes vero et saltus pulsi ab his Daci ad Pathissum amnem. A Maro, sive is Duria est a Suevis regnoque Vanniano dirimens eos, adversa Basternae tenent alique*<sup>1)</sup> inde Germani), die ich übersetze: „Die nördlichen Striche aber, zwischen der Donau und dem arsynischen Walde (Böhmen) bis zu den pannonischen Schneegebirgen (Hohe Tatra), bewohnen die Carnunten (wohl ein thrakisches Volk), und dahinter liegt die Grenzmark der Germanen, die offenen und ebenen Gegenden die sarmatischen Jazygen, die Berge und Wälder dagegen die von ihnen bis zur Theiß zurückgebrängten Daker. Das jenseitige Ufer der March, oder vielleicht ist es auch die Duria, die sie von den Schwaben und dem Vannianischen Reiche trennt, behaupten die Bastarner, weiterhin andere Germanen.“ Daß der von Tacitus und Plinius gleichmäßig Marus genannte Fluß nur die March (vom gleichen Stamme mit verschiedenen Endungen germ. Marica, slov. Morava) sein kann, darüber sind wohl die meisten Gelehrten einig, dagegen waren über den „Cusus“ von jeher die Meinungen geteilt: Waag, Gran, Marosch, Rörösch, Theiß hat man in ihm erblicken wollen. Da das Wort bei keinem anderen Schriftsteller vorkommt, ist es wohl kaum zu bezweifeln,

<sup>1)</sup> Auch an anderer Stelle (IV 28) verwechselt dieser Schriftsteller die nach ihren Königsnamen zweifellos keltischen Bastarner, die Stammväter der Wallachen, mit den Germanen. Wegen Gleichheit der Wohnsitze halte ich auch die vielumstrittenen Βαυμοι des Ptolemäos für eine der in griechischen Handschriften so häufigen Verunstaltungen statt Βαστεγναι.

daß die Tacitus-Handschriften einen Schreibfehler enthalten. Wie aber ist er zu verbessern? Schafarik<sup>1)</sup> hat Grisis, Grissia (ung. Körös) oder Marisis, Marisia (ung. Maros), Szamosius<sup>2)</sup> Tissus; Tisia (der Vorschlag in Pathissus bei Plinius scheint nicht berechtigt) gelesen, und letzterer Ansicht schließt sich auch Quisemann an. Als östlichen Grenzfluß der Schwaben und des Bannianischen Königreichs bezeichnet jedoch Plinius die Duria; daher wird es mehr als wahrscheinlich, daß auch bei Tacitus „inter Marum et Duram“ gelesen werden muß, um so mehr als Thur und Waag gleichbedeutende<sup>3)</sup> Flußnamen sind und das Land zwischen dieser und der March nach allen sonstigen geschichtlichen Nachrichten für die Ansiedelung der beiden Gefolgshäufen am geeignetsten erscheint.

Obwohl schon die Entstehung des neuen Volkes aus verschiedenartigen Bestandteilen den Keim der Zwietracht in sich trug, war doch die Herrschaft seines Königs eine glückliche und ruhmreiche, bis endlich trotz anfänglicher Beliebtheit nach dreißig Jahren, durch innere Zwistigkeiten veranlaßt und durch die Habsucht und Herrschgier mißgünstiger Nachbarn geschürt, eine Verschwörung gegen ihn ausbrach. Die Brüder Bangio und Sido, Schwefteröhne des Königs, tatendurstige Jünglinge aus einem Seitenzweig des alten quadiſchen Fürstengeschlechts, waren Träger der Bewegung und verbündeten sich zur Durchführung ihrer ehrgeizigen Pläne mit dem ränkeſüchtigen und beutegierigen Hermundurenkönig Bibilius<sup>4)</sup>, der schon bei Catualda's Sturz seine Hände im Spiel gehabt hatte. Ein starkes Heer von Quaden, Hermunduren, Rugiern (wohl hauptsächlich Buren, Marſignern, Dunen, die damals schon ziemlich weit ostwärts vorgebrungen waren und nördlich vom Riesen-

<sup>1)</sup> Slavische Altertümer, Prag 1837, deutsche Ausgabe, Leipzig 1843/44.

<sup>2)</sup> Analecta antiquit. Dacicarum I.

<sup>3)</sup> Die germanischen Flußnamen Thyra, Thura, Duria entsprechen den keltischen Dura, Duria, Dora, Duria und der Ortsnamenendung durum (deutsch Düren) und bedeuten beide „Wasser“ (so z. B. in Durbach und Durlach, Turbah, Darlahe); Dureta hieß im Keltiberischen die Badewanne (Sueton, Aug. 82). Die in der Nähe der Waag liegenden Städte Tura und Tyrnau bestätigen die Gleichheit beider Namen; ahd. wag, wac = Wasser.

<sup>4)</sup> Der gleiche schwäbische Name steht auch in Wibilinga (Wieblingen bei Heidelberg), einer alemannischen Gründung.

gebirge wohnten) fiel, jedenfalls durch das heutige Schlesiens und über das Gesenke ins Tal der Waag vordringend, in Vannius' Landen ein, der wegen der feindlichen Übermacht zunächst einen entscheidenden Kampf zu vermeiden suchte und sich in seinen Burgen einschloß. Infolge von Streifzügen sarmatischer Reiter, Verbündeter des Königs, kam es aber dennoch zur Schlacht, in der Vannius nach tapferem Widerstand und mit ehrenvollen Wunden auf der Brust (laudatus quod et pugnam manu capessit et corpore adverso vulnera accepit, Tac. Ann. XII, 30) geschlagen wurde. Er floh auf die beobachtende Donauflotte und wurde mit seiner sicherlich nicht kleinen Gefolgschaft im römischen Pannonien angesiedelt (secuti mox clientes et acceptis agris in Pannonia locati sunt). Nachdem sie ihre Bundesgenossen aus dem erbeuteten Kronschatz (quod Vannius triginta per annos praedationibus et vectigalibus auxerat) abgelohnt hatten, teilten sich die Brüder in ihres Oheims Reich, mit den Römern wohlweislich stets gute Nachbarschaft haltend (egregia adversus nos fide, Ann. XII, 30, quis vetus obsequium erga Romanos, Hist. V, 3). In der zuletzt angeführten Stelle wird Bangio auch Italicus genannt, ein Zeichen, daß er, wie der gleichnamige <sup>1)</sup> Cheruskertönig, in Italien erzogen war.

Anfangs werden, von Tacitus und Plinius, die Bewohner dieses Reiches immer nur „Schwaben“ genannt; später nehmen sie infolge nachbarlicher und verwandtschaftlicher Beziehungen (ursprünglich hatten sie wohl zum guten Teil aus unbeweibten Kriegersleuten bestanden) immer mehr die Art der Quaden an, so daß sich deren Name auch auf sie erstreckte und sie nur vom alten Quadenreiche als „Hinterwälder“ oder „Überjochler“ (transiugitani bei Ammian. XVII, 12, d. h. jenseits der Kleinen Karpathen wohnend) unterschieden wurden. Zur Zeit des Kaisers Mark Aurel hatten sie ihre Herrschaft schon bis zum Granfluß ausgebehnt (*Εἰς ἑαυτὸν Ι, τὰ ἐν Κοναδοῖς πρὸς τῷ Γρανύκῳ*) und an dem unter diesem Herrscher entbrennenden Markomannenkrieg nehmen sie den tätigsten Anteil. Wie ihre Bundesgenossen, die Markomannen, wurden auch sie durch diesen langen und blutigen Krieg

<sup>1)</sup> Das Beispiel lehrt, daß auch der Cheruskertönig außer dem römischen noch einen heimischen Namen gehabt haben muß, ich vermute Sigimer nach den Namen seiner Großväter von väterlicher und mütterlicher (Actomerus) Seite; von seinem Sohn ist nur der germanische Name Chariomer bekannt.

in hohem Maße geschwächt, da außer den Gefallenen zahllose Scharen auf römisches Gebiet versetzt und dort ansässig gemacht wurden (Jul. Capitolin. M. Anton. Phil. c. 24: *Infinitos ex gentibus in Romano solo collocavit*). Die nach dem Friedensschluß in ihr Gebiet gelegten Besatzungen belästigten und erbitterten die übrig gebliebenen freien Quaden dermaßen, daß sie eine Zeit lang sogar daran dachten, mit Weib und Kind zu den stammbewandten Semnonen auszuwandern (Dion LXXI 20).

Von späteren Kämpfen der Quaden in den folgenden Jahrhunderten berichten Dion, Ammian, Eutrop, Zosimus, Jordan u. A. Dabei werden als Könige und Fürsten genannt Hariogais, Gebomar<sup>1)</sup>, Arahar, Viduvar und sein Sohn Withodur<sup>2)</sup>, Agilimund, Gabinio. Alle diese endlosen Fehden mußten, wie schon erwähnt, die Kraft des Volkes allmählich erschöpfen, doch scheinen sich bis zum Auszug nach Spanien die beiden Quadenreiche selbständig erhalten zu haben. Was dann zurückblieb und auch noch Attila's Feldzüge und die Befreiungskämpfe gegen seine Nachfolger<sup>3)</sup> überlebt hatte, war ohne Zweifel so unbedeutend und gering an Zahl, daß die Überbleibsel der drei Völker, Markomannen und Quaden diesseits und jenseits der Berge, unter dem alten, gemeinsamen Stammesnamen „Schwaben“ sich zusammenschlossen, bis sie nach Unterwerfung durch die Langobarden auf ein eigenes Volkstum vollständig verzichteten mußten.

Duizmann sagt selbst, daß nach Angabe der Quellen, wenn man diese ihrer sagenhaften Zutaten entkleidet, die Baiovaren „zu Ende des 5. Jahrhunderts eine Zeitlang auf dem Nordgau saßen und von da im ersten Jahrzehnt des 6. Jahrhunderts erobernd in das Südbonauland einwanderten“. Wie aber das „Volk der beiden Bünde“ von „seinen angestammten Sizen“ von den Ufern der Waag, wo es nicht nur „noch in der Mitte des 5. Jahrhunderts . . . beurfundet

<sup>1)</sup> In *Γαισσομαρος* steht jedenfalls das erste o zu Unrecht; spätgr. α wurde wie e gesprochen.

<sup>2)</sup> Da der Vater Viduarius heißt, ist der Sohnesname aus Vitrodurus in Vithodurus zu verbessern.

<sup>3)</sup> Jordan. De rebus Get. 50: Suevum pede, Hunnum sagitta praesumere, Alanum gravi, Herulum levi armatura aciem instruere.

werden kann“, sondern bis zu seiner Einverleibung ins Langobardenreich durch König Wacho verblieb, um die Wende des 5. und 6. Jahrhunderts in die Täler der Raab und Wils gelangt sein soll, darauf muß er ebenso wie die Anhänger der markomannischen Abkunft die Antwort schuldig bleiben. Von schwäbischen Völkern, die als Stammväter der Baiern gelten könnten, war damals nichts mehr vorhanden, dagegen war der Kern des ebenfalls zum herminonischen Stamme gehörenden, großen lugiſchen Volkes noch unverbraucht und ungebrochen.

Unter den Völkern, die zu Tacitus' Zeit nördlich von dem großen, die damalige Germania quer durchschneidenden Gebirgswall (*continuum montium iugum*, Germ. 43, d. h. Thüringerwald, Erz- und Riesengebirge) saßen, trat besonders der mächtigen Lugier Name hervor (*ex quibus latissime patet Lygiorum nomen*). Das Hauptvolk eines in mehrere Zweige gespaltenen Stammes erkennt man stets daran, daß ihm der Schutz des gemeinsamen, als Wallfahrtsort und Gerichtsstätte dienenden Stammesheiligtums anvertraut ist. Der heilige Hain der Lugier aber lag im Gebiet der Raganafalen (*Apud Nahana-valos antiquae religionis lucus ostenditur*), deren Name, wie schon oben gezeigt worden, nur eine Umschreibung des älteren, umfassenden Stammesnamens und mit dem späteren der Baiobaren, „glänzenden Mannen“, gleichbedeutend ist. Sie wohnten nach Tacitus und Dion zwischen den Semnonen, dem „Haupt der Schwaben“, im Westen und den von Königen beherrschten, Goten im Osten (*Trans-Lygios Gothones regnantur*), also ungefähr von der Warnow (Suebos; Warnow hat eine slavische Endung, als Stamm aber gerade so wie der erstgenannte Fluß den Namen eines schwäbischen Volkes), den mecklenburgischen Seen, der Oberhavel und der Spree (von diesen Flüssen kennen wir nur die slavischen Namen Habola und Spreva) bis zur Oder (*Viadus, Viadua, Vjodr, Odora*). Die von Dion (LXVII 5) genannten „Lygier“, zur Zeit von Domitian mit den Schwaben und Jazpgen an der Donau in einen Streit verwickelt, gehörten wohl dem östlichsten Zweig des großen Stammes, also den Buren, an. Dagegen dürfen wir wohl die „Logionen“, mit denen nach Zosimus (I 67) am Ende des 2. Jahrhunderts der kriegerrische Kaiser Probus heftige Kämpfe zu bestehen hatte, für das Hauptvolk halten, denn unser Gewährsmann sagt nur, daß sie „jenseits des Rheines wohnten“. Ihr Anführer

**Semno** (ein schwäbischer Name mit nichtgotischer Endung) wurde mit seinem Sohne gefangen genommen, beim Friedensschlusse aber gegen Auslieferung der Beute und der Kriegsgefangenen wieder freigegeben. Der Krieg hat also den Römern keinen nennenswerten Erfolg gebracht und jedenfalls das tapfere germanische Volk weder aus seinen Wohnsitzen verdrängt, noch seiner Bedeutung und Machtstellung Abbruch getan. Da wir in den nächsten beiden Jahrhunderten nichts von den Lugiern hören, dürfen wir schließen, daß sie mit den Römern nicht mehr in Berührung kamen und auch, mit Ausnahme der Buren, nicht in die Strudel der Völkerwanderung hineingerissen wurden, sondern ruhig, nach allen Seiten ihre Eigenart und Selbständigkeit während, auf ihrem angestammten Grund und Boden sitzen blieben. Ihr Name ist verschollen.

Da betritt plötzlich zu Anfang des 6. Jahrhunderts ein jugendkräftiges, heidnisches, von römischer Überkultur noch ganz unberührtes Volk mit neuem, früher nie gehörtem Namen, aus dem Norden kommend, den Schauplatz der Geschichte. Völker lassen sich ebenso wenig wie Heere aus der Erde stampfen und fallen auch nicht vom Himmel herab: die Baiovaren müssen also auch früher schon, wenn auch unter anderem Namen, ihre Rolle in der germanischen Geschichte gespielt haben. Nach dem Abzug der fränkischen, schwäbischen und gotischen Völker wurde die norddeutsche Niederung von den aus der kimbrischen Halbinsel nachdrängenden Sachsen in Besitz genommen. Zu diesen können aber die Baiern nicht gehören, das ist durch ihre Sprache ausgeschlossen. Franken und Goten waren damals längst nach Südwesten und Südosten ausgewandert, nur von dem großen herminonischen Stamm war offenbar noch eine Nachhut in Niederdeutschland zurückgeblieben, vom Westen durch die Sachsen, vom Osten durch die slavische Völkerflut bedrängt. Auch sie trat daher schließlich, wie alle anderen Stammesgenossen, den Südweg an, und dieser letzte Aufzug in dem großen Schauspiel der Völkerwanderung ist eben das Vorrücken der Baiern, die zuerst am Roten Main, an der Waldnaab und Elz auftraten, wo noch heute die Stadt Bayreuth (Baierriute) von den ersten Ansiedelungen und Waldbrodungen des Volkes Kunde gibt. Wollte auch das Kernvolk der Lugier — nur sie waren noch im Norden für die Stammväter der Baiern übrig — sich südwärts wenden, so mußte es die



Elbe überschreiten und gelangte, den Tälern der Mulde und Weißen Elster folgend, an den Paß zwischen Frankenwald und Fichtelgebirge, der an die Mainquellen führt, wo ja das Volk zuerst mit seinem neuen Namen aufgetreten ist. Wäre dieser von Böhmen abzuleiten, das damals übrigens längst von den slavischen Tschechen (Beowinidi) besetzt war, so müßte die Einwanderung von dort aus erfolgt sein und würde zweifelsohne den bequemsten Weg an die Donau, zwischen dem Böhmer und Greinerwald, eingeschlagen haben.

Übereinstimmend nennt die Sage als Stammland der Baiern Armenien oder Hermenien:

Die gestächte der Baiere  
her komen von Armenje,  
lesen wir in der Kaiserchronik (V 317) und  
si warn uz Armenienlant

in Enikel's Weltchronik (21.108), „Bawari traduntur ab Armenia oriundi“ im Leben des H. Altmann, Bischofs von Passau, und „die Beijern sein komen aus Hermenien“ bei Turmair<sup>1)</sup>. Daß darunter nur das „Herminonenland“ verstanden werden kann, ist schon Quignam nicht zweifelhaft gewesen; aber das Stammland des dritten der vier germanischen Hauptstämme lag weder in Böhmen, noch in Mähren oder Ungarn, sondern in der niederdeutschen Ebene.

Fast in allen Jahrbüchern der bairischen Klöster wird das Jahr 508 als Zeit der Einwanderung angegeben, während zwölf Jahre später, 520, bei Ottingen die entscheidende Schlacht gegen die Römer stattgefunden haben soll; meist wird die Landnahme als Wiedereroberung der alten Stammsitze aufgefaßt. So schreiben die *Annales Altahenses* (Altaich) ad ann. 508: Hoc tempore gens Noricorum, prius expulsa, revertitur ad sedes proprias duce Theodone, Latinis eiectis, ad 520: Romanus exercitus apud Oetingas a Theodone secundo duce prosternitur. Ähnliche Angaben finden sich in den Jahrbüchern von Mülz, Arzsmünster, Osterhofen, Abmont u. a. Die Zeit für das Vorrücken

<sup>1)</sup> Joh. Aventini Chronica, 1580. — Die Namensähnlichkeit hat Berweschelungen mit den asiatischen Armeniern verschuldet: Noricorum in ultimo oriente circa Armeniam vel Indiam usque hodie manet origo (De origini Noricorum, bei Pertz Thes. III 3.)

der Baiovaren aus dem Nordgau nach Süden stimmt ziemlich gut zu den übrigen Verhältnissen und Zuständen zu Anfang des 6. Jahrhunderts; mit einer siegreichen Schlacht bei Otting wäre die Eroberung des Landes bis zum Inn vollendet gewesen. Das weströmische Reich war ja schon gefallen, aber die tatkräftigen oströmischen Kaiser Anastasius, Justin und Justinian suchten von den alten Provinzen noch zu halten, was irgend möglich war; daher sind Kämpfe der vordringenden Baiern mit oströmischen Truppen sehr wohl denkbar. „Die ersten zwei Herzog Dieten“, schreibt Turmair, „haben die Baiern nach Christi geburt 508 ab dem Markau (Nordgau) über die Donau geführt.“ Ganz unmöglich ist es nicht, daß schon in den ersten Kämpfen um die neuen Wohnsitze ein fränkischer Herzog, Theodwald, abgefürzt Theodo, Vater Agilolfs und Großvater Garimalds, an der Spitze des Volkes stand, Ob die Einwanderung der Baiern auf eigenen Antrieb oder auf Einladung der damals mächtigsten Völker, der Franken oder Ostgoten, erfolgte, läßt sich mit Sicherheit nicht mehr entscheiden, jedenfalls haben es die Franken verstanden, das Volk durch das ihm vorgelegte Herzogsgeschlecht von vornherein von sich abhängig zu machen und den Niedergang der gotischen Macht nach Kräften auszunützen.

Die sogenannte „Fränkische Völkertafel“ (herausgegeben von Müllenhoff, Abh. d. k. Akad. d. Wiss. 1863) stellt ums Jahr 520 den Baiovarius nicht zu den Nachkommen der Hermino, sondern mit den Burgunden, Thüringen, Langobarden irrtümlich zu denen des Ingao. Jordan berichtet, daß die Baiovaren die östlichen Nachbarn der Schwaben waren (De reb. Get. 55: Nam regio illa Suevorum ab oriente Baiobaros habet), und Fortunatus Venantius kam auf seiner Reise jenseits vom Lech (Praef. Liccam Baiuaria) ins bairische Land, das damals (zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts) etwa bis zum Inn reichte (Oenum Breonis). Die westliche Grenze des bei einer der ersten Erwähnungen schon als „streitbar“ bezeichneten Volkes (si vacat ire viam neque te Baiovarius obstat, V. S. Martin. IV 644) bildeten die Flüsse Wertach und Lech (qua Virido et Licca fluentant, 642). Darüber, daß die Baiovaren nach der Besitznahme dieses Landes noch Heiden waren, kann angesichts der übereinstimmenden Angaben aller Quellen nicht der mindeste Zweifel walten. Die Bekehrung erfolgte etwa hundert Jahre nach der Landnahme durch

fränkische Glaubensboten, hauptsächlich den H. Hrodbertus <sup>1)</sup> von Worms (Huius tempore, Erchanfridi ep. Patav., beatus Rupertus Wormaciensis episcopus predicando in Bavariam et Austriam venit, Hist. ep. Pat. et duc. Bav.), doch ist es unwahrscheinlich, daß, wie die Osterhofener Jahrbücher zum Jahr 617 melden, auch der Herzog getauft worden sei (Theodo II. regnat in Bavaria, quem sanctus Ruodpertus baptizavit), denn Theodelinde, Herzog Garimalds Tochter, mit der sich 589 der Langobardenkönig Authari vermählte, war eine eifrige Katholikin. Damals sind auch die Warisker, die nach Ptolemäos durch den Gabretawald <sup>2)</sup> von den Markomannen (damals noch in Böhmen) geschieden waren, bekehrt worden (His, sc. Wariscis, ad fidem conversis ad Bojos, qui nunc Bavocarii, i. e. Baiovarii vocantur, tendit, Vit. S. Eustas. gest. 625). Aus dieser Nachricht geht erstens hervor, daß die schwäbischen Warisker von den Baiern unterschieden wurden, und nicht in diesen aufgegangen sind, ferner daß sie, die später unter den Merowingern in Frankreich auftreten, damals noch, wenigstens teilweise, am Böhmerwald wohnten.

Die Baiern bildeten unter ihrem fränkischen Herrschergegeschlecht ein besonderes Herzogtum und werden niemals „Schwaben“ genannt, wie es doch bei der behaupteten Abstammung von den Markomannen der Fall sein müßte. Karl der Hammer unterwarf zugleich mit den Alemannen und Schwaben auch die aufständischen Baiern (Karolus Bajoarios armis subiugat, victis Alamannis et Suevis usque ad Danubium, Alber. Chron. ad 724; Is, Carolus, etiam victis Baioariis, Alemanniam quoque, quam Sueviam dicunt, cum Lantfrido duce eorum subiugavit, Ott. Frising. Chron. V 16; iste Karolus Martellus Reginfridum <sup>3)</sup> quendam regnum invadere volentem multis bellis pressit, Baguariam et Sueviam subiugavit, Gotifred. Viterb. Panth. XXII 26). Auch König Alfred, in seiner

<sup>1)</sup> Cat. Arch. Salisburgensium:

Dicta Juvavo fuit quondam metropolis ista,  
Quam primo fundans Hrodbertus rexerat almus.

<sup>2)</sup> Das Wort Gabreta ist zweifellos germanisch und würde einem got. *gabraidai* entsprechen, deutsch „Gebreite“.

<sup>3)</sup> War vielleicht ein Sohn des Alemannenherzogs Gotfrid, ein Bruder Lantfrids und Theotbalds.

„Beschreibung von Europa“<sup>1)</sup>), unterscheidet scharf und deutlich „Schwaben“ und „Baiern“ (and be sudhan him syndon Swāfas, on othre healfe thāre ea Donua; and be sudhan him and be eastan syndon Bāgdhware, d. h. „und im Süden von ihnen, nämlich den Ostfranken, sind die Schwaben auf der anderen Seite des Flusses Donau; und im Süden und Osten von diesen sind die Baiern; ferner To thām ilcam beorgum liegadh Bāgdhware, auch Bāgware geschrieben, ags. g = j, land-gemäre and Swāfe, d. h. „bei den gleichen Bergen, nämlich den Alpen, liegt das Gebiet der Baiern und der Schwaben“). Auch die Bezeichnung „Suaphalp“ des linken Lechufers im Bistum von Peitingau, die Unterscheidung der Ortschaften „Schwabmünchen“<sup>2)</sup>, Schwabdießen, Schwabsoien“ von gleichnamigen bairischen wäre sinnlos und unverständlich, wenn die Baiern Nachkommen der Markmannen oder Quaden, also selbst Schwaben, gewesen wären. Die Grenze zwischen dem bald Alemannia, wegen des Übergewichtes dieses Volkes, bald Suevia genannten schwäbischen Herzogtum bildete von jeher der Lech, auf dessen rechtem Ufer schon Fortunat die Baiovarii angetroffen hatte. Is fluvius, sc. Lechus, Baioarios ab Alamannis dividit, Einhardi Vit. Karol. M. 11). Mit Leichtigkeit ließen sich diese urkundlichen Belege für die Stammesverschiedenheit der Schwaben und Baiern<sup>3)</sup> noch vermehren, doch ist ja das angeführte für jeden Einsichtigen und Unbefangenen mehr als genügend.

Die Sprache der Baiobaren, die in der heutigen bairisch-österreichischen Mundart fortlebt, entspricht vollständig der auf diesen Blättern begründeten Herleitung ihres Volkstums und den früheren Wohnsitzen

<sup>1)</sup> Bosworth, Description of Europe etc. by king Alfred the Great. London 1855.

<sup>2)</sup> Den mehrfach vorkommenden Ortsnamen München, alt. Munichen, leite ich weder von Mönchen noch vom gr. Munychia, Schiffslände, ab, sondern von dem Eigennamen Municho (Munichen = Munichinga). Vgl. das alemannische Mündlingen, zuweilen auch Münchin geschrieben, alt. Muonechinga.

<sup>3)</sup> „Schon im 9. Jahrhundert“, schreibt Bitterauf in dem erwähnten verunglückten Angriff, „werden die Bayern von dem slavischen Verfasser der vita Methodii als Suevi bezeichnet, womit auch der von Wilfer vermiste urkundliche Beweis erbracht ist.“ In der Zurückweisung erwiderte ich: „Dieser urkundliche Beweis ist genau ebenso schwerwiegend wie das ungarische Schwob, das französische Allemands für alle Deutschen.“

der Lugier zwischen Schwaben und Goten, sie ist „althochdeutsch“, d. h. dem Alemannischen und Oberfränkischen nahestehend, zeigt aber doch so viele Berührungen mit dem Gotischen wie keine andere deutsche Mundart, schon im Sprachschatz für den Wörter wie „Pfoad, Maut, Tause, Dult, Wimmerl, Fechin, schiech, halter, fretten, schliefen“ bezeichnend sind (Hemd, Zollstätte, Erfrischung, Jahrmarkt, Bidel, Fuchsin, häßlich, freilich, abmühen, schlüpfen = got. paida, mota, iusila, dulths, vamm, fauho<sup>1)</sup>, skohsl, haldis, frativjan, sliupan). Nach Weinhold<sup>2)</sup> ist „die zweite Pluralperson in ts ein hervorragendes Kennzeichen des Bairischen geworden“, das ist aber der Dual (suchts = got. sokjats), von dem zwar auch in anderen germanischen Sprachen sich Spuren finden (agf. inc, euch beiden, ahd. uncar, unser beider), der sich aber nirgends so gut erhalten hat wie im Gotischen und Bairischen, wo er sogar den Plural verdrängt, es, enker, enk = got. iz, inkvara, inkvis. „Einzelne strenger landschaftliche Denkmäler und Urkunden aus Baiern oder Östreich“, bemerkt hierzu J. Grimm<sup>3)</sup>, „gewähren den Dualis der zweiten wie der ersten Person. Der Nominativ lautet ez, der Genetiv encher, der Dativ und Akkusativ ench und wiederum das Possessivum encher. Gewöhnlich gilt auch ir und ewer, eweh daneben und einigemal zeigt die Dualform entschieden duale Bedeutung, oft aber weicht sie schon in plurale aus. Von den Dichtern kommen zumal Ottokar und der Teichner in Betracht . . . (folgen Beispiele). Den festen Grund dieser Dualformen beweiset aber ihre allgemeine Fortdauer unter dem Volk in Östreich und Baiern bis auf heute ganz für den Begriff des Plural, dessen Formen sie verdrängen.“ Die dem Gotischen eigentümliche Ableitung durch Anhängen eines einfachen l ohne Bindelaut (hunsl, mathl, svumsl — svumfsl ist doch wohl Schreibfehler — thvahl und dgl.) findet sich auch im

<sup>1)</sup> Bairische Grammatik, 1869.

<sup>2)</sup> Geschichte der deutschen Sprache II, S. 972—74.

<sup>3)</sup> Vergl. afr. wlitiwimelse und wlitiwam im thüringischen Gesetzbuch, Entstellung des Gesicht's, got. vlits und vamm; talt ist auch alemannisch (bei Rero), hat sich aber nur in Baiern erhalten, auch soha ist ahd., findet sich aber in bairischen Quellen, z. B. dem Physiologus aus dem Kloster Miltstatt: diu vohe ist unchustioh.

Bairischen, z. B. in Drischl<sup>1)</sup>, Ruchl u. a., sonst aber in keiner germanischen Sprache oder deutschen Mundart. Trotzdem haben die in den altbairischen Quellen vorkommenden Wörter eine vom Gotischen etwas abweichende, dem Schwäbischen näher stehende Gestalt, z. B. mareoseo des Wessobrunner Gebets (got. marisaivs) und selisohan (wörtlich „Salsuchen“, got. salisokjan) des baiovarischen, teils ans westgotische, teils ans alemannische Recht sich anlehrenden Gesetzbuchs: hrevavant, walaraupa, hovawart haben dagegen den im Gotischen so beliebten Bindelaut a und würden den gotischen Formen hraivavunds, valaraupja, haufavards, wie dauravards gebildet, entsprechen; hirnivotic (ahb. wuotic) bewahrt wie das Gotische den einfachen Laut und cotzi (Decken, bair. „Közen“) zeigt, wie sich derartige Ausdrücke innerhalb der Stammesgrenzen erhalten.

„Bairisch und schwäbisch“, sagt Grimm, S. 1032, weiter, „müssen wir allmählig fester unterscheiden lernen, so vieles sie gemein haben.“ Er macht auf die „merkwürdige Spur des (gotischen) zd (gazds, huzd = ahd. garda, hort) in bairischer und tiroler Mundart“ aufmerksam (useht, oscht, meschder für Ort, Merder, Holzschlägel) und meint, das bestärke „die Verwandtschaft der Goten und Hochdeutschen“; es handelt sich aber hier nicht um alle Oberdeutschen, sondern nur um die Angehörigen des bairischen Volksstammes. Überhaupt ist „althochdeutsch“ ein weiter Begriff; wenn auch eine hochdeutsche Schriftsprache schon unter den Karolingern angestrebt, unter den Hohenstaufen sogar erreicht (Mittelhochdeutsch) wurde, so sind doch in den älteren Sprachdenkmälern mundartliche Unterschiede und Eigenheiten deutlich zu erkennen. Als fränkisch z. B. müssen bezeichnet werden die Merseburger Zaubersprüche, der Eid von Straßburg, die sogenannte Tatian'sche Evangelienharmonie<sup>2)</sup> Otfrid's Krist, das Ludwigslied, als alemannisch das Glaubensbekenntnis, Kero's Glossen und Übersetzungen, Notker's Psalmen, als schwäbisch die Übersetzung des Evangeliums

<sup>1)</sup> Got. thvahl (von thvahan), Bab, im Vergleich mit ahd. thwahal (davon dwahilla, Zwehle, Handtuch) läßt auf got. thriskl (von thriskan) schließen, ahd. driscil.

<sup>2)</sup> Der Verfasser war wahrscheinlich Grabanus Maurus, Otfrid's Lehrer. Mit Unrecht sagt J. Grimm (Gesch. d. dtsh. Spr.) von diesem, daß „er von Geburt ein Schwab war, wie er alemannisch dichtete“.

Matthaei und der ambrosianischen Hymnen, Ruipilli <sup>1)</sup> u. a., als bairisch dagegen das Beßobrunner Gebet, die Exhortatio ad plebem christianam <sup>2)</sup>, die Auslegung des Vaterunser, die Kasseler Glossen. Von all den angeführten Sprachproben stehen ohne Frage die letztgenannten bairischen dem Gotischen am nächsten: das entspricht dem got. thata, thatei, churtmassi und wihnassi der Endung nassus (abb. nissa) in thiudinassus, drauthinassus u. ä., die bei den anderen Stämmen meist gi, ki lautende Vorfüße (nur die älteren schwäbischen Denkmäler haben manchmal auch ga) ist hier, wie im Gotischen, durchwegs ga, ea; die Exhortatio hat auch, dem got. jah entsprechend, ja für „und“, ferner radia, redia (got. rathjo) statt des sonstigen abd. reda; der Lautstand ai oder e für ei, au statt ou, o statt uo, p für ph, g für für c, b für p) ist fast ganz <sup>3)</sup> gotisch. Die Worte ontoe ni wenteo (got. vandjan) des Beßobrunner Gebets crinnern stark an die bairische Lebensart „enten und brenten“, und für das sideola, sedella („Seidel“, mit provinziäl-römisches situla vielleicht urverwandt, nicht Lehnwort) der Glossen gilt das über „Kögen“ Gesagte. Der bairischen Mundart eigentümlich, vielleicht von den Kelten angenommen, ist die Erweichung des l zu i (do seit si nig, Schmaizler statt Schmalzler, Teufi für Teufel; vergl. fenille, foglio aus folium). Der dritte Wochentag ist bei den Baiern anders als bei den Schwaben bezeichnet, Ertag <sup>4)</sup> gegen alemannisch Zistig. Wie ich in der Erwiderung auf eine Bemerkung Ribbendorff's <sup>5)</sup> hervorgehoben habe, gründet sich demnach meine Ansicht von der nahen Verwandtschaft der bairischen mit der gotischen

<sup>1)</sup> Echt schwäbisch ist z. B. fuir. Feuer.

<sup>2)</sup> B. Grimm, Exhortatio ad plebem christianam. glossae Cassellanae etc., Berlin 1848. — Ribbendorff, Trff. Btg. 140, 1904, erklärt das ohne jede Frage als jächische Hildebrandslied für „ursprünglich“ bairisch!!!

<sup>3)</sup> B. Grimm nennt dies „altertümlich“, doch stammen die beiden Handschriften (Kassel und München) der Exhortatio nach seinen eigenen Worten aus dem 8. und 9. Jahrhundert.

<sup>4)</sup> Nach J. Grimm (Gesch. d. dtsh. Spr.) „öffnet sich hier ein merkwürdiger Gegensatz“. Der Name des Gottes Er darf wohl zu Aegs, nicht aber zu heru, hairus, Schwert, gestellt werden. Auch die Sachsen, nicht die Cherusker, nannten den Kriegsgott so, vergl. Aeresburg.

<sup>5)</sup> „Alamannen, Bayern und Angelsachsen“, Trff. Btg. 228, 1903; meine Entgegnung in 229.

Sprache „nicht nur auf den Wortschatz, sondern auch auf die Grammatik“. In der Vorrede zur dritten Auflage seiner Deutschen Grammatik schreibt J. Grimm: „Das Frisische schlägt die Brücke vom Dänischen zum Sächsischen; von dem althochdeutschen Ufer zum gotischen ist sie uns abgebrochen.“ Nun, das Bairische bildet, wie oben gezeigt worden ist, die vermiste Brücke. Die Rugier-Baiovaren <sup>1)</sup> sind weder Schwaben noch Goten, sondern sie bilden den einzigen nicht schwäbischen Zweig vom großen Herminonenstamm und stellen eben dadurch die Verbindung mit dem östlichsten, vandilisch-gotischen, der vier germanischen Hauptstämme her.

Die für die Baiern kennzeichnenden Ortsnamen auf *ing* finden sich am häufigsten zwischen *Isar*, *Salach* und *Salzach*, doch können sie keineswegs, wie Weber, auf Kiezlér a. D. sich stützend, behauptet, eine Einwanderung von Nordosten her beweisen. Ihre Häufigkeit im östlichen Teil des ursprünglich von den Baiovaren besetzten Landes, ist nur ein Zeichen dafür, daß hier die Wanderung zum Stehen kam und das Volk zur dauernden, endgiltigen Ansiedlung überging. Diese Art der Namengebung, auf sippenweiser Niederlassung beruhend, ist übrigens Baiern, Schwaben und Sachsen gemeinsam, daher, den ausgedehnten Wanderungen dieser Völker entsprechend, ihre weite Verbreitung von Schweden bis nach England im Westen, von Norwegen bis nach Italien im Süden; sie darum „gemeingermanisch“ zu nennen, ist aber doch etwas zu viel gesagt, da im Bereich der übrigen Stämme die *Ing*-orte nur vereinzelt und wahrscheinlich nicht als eigene Gründungen der betreffenden Völker vorkommen. Das Abwerfen der Endung bei den Baiern erklärt sich aus ihrer Mundart und Aussprache, die vor *n* und *l* die Bindelaute gerne austößt; so wurde z. B. aus *Hanagardingun* zuerst *Hangardingn*, dann *Hangarding*. Wenn, wie Weber angibt, die Ortschaft *Selberting* wirklich in ältester urkundlicher Form *Sigis-perchting* (*Förstemann*, *Altdeutsches Namenbuch*, hat *Sigiprochtingun*) gelautet hat, so ist dies ein weiteres schwerwiegendes Zeugnis für die nahe Verwandtschaft mit den Goten, denn fränkisch oder schwäbisch

<sup>1)</sup> Beitr. zur Anthropologie x. XIV. D. A. 44. Bd. Dürfen wir, wie es den Anschein hat, die von Ptolemäos unter den Bewohnern der skandinavischen Halbinsel neben den Goten genannten *Dauktionen* (*Δαυκιωνες*) in *Daugionen* (*Logiones*) verbessern, so lassen sich die Spuren des Volkes bis in die Urheimat verfolgen.



Sigimund, Sigimar, Sigirih ist, der Zusammensetzung sigislaun, Siegeslohn, entsprechend, gotisch Sigismund, Sigismer, Sigisrik. Das nicht seltene *Wichs*, *Wichs*, erinnert an gotisch *voihs* (ahd. *wich*, as. *wic*, ags. *vie*, urverwandt mit *vicus*); alemannisch *Wichs*, alt *Wiehsa*, hängt vielleicht nicht damit, sondern mit *wahsan* zusammen und ist, wie *Wiehre* aus *Wuori*, aus *Wuohsa* entstanden; jedenfalls darf aber der bairische Ortsname nicht, wie *Weber* meint, zu *Wiese* gestellt werden. In Böhmen herrschen die slavischen Ortsnamen vor; die deutschen, besonders im Norden und Westen vertreten, sind durchweg nicht altertümlicher Art und daher auf spätere deutsche Einwanderungen zurückzuführen. Besonders die Endung *ing*, die man doch im angeblichen Stammlande der Baiern vermuten sollte, fehlt fast ganz; *Neu-Ötting* bei *Neuhaus* ist wohl eine Gründung von *Alt-Ötting* am *Inn*.

Das Gebiet der Baiovaren, das Ende des 6. Jahrhunderts nur bis zum *Inn* sich erstreckt hatte, reichte zu Karls des Großen Zeit schon bis zur *Enns*; die Richtung der Ausbreitung war also eine westöstliche, nicht umgekehrt.

Schon bei der Einwanderung waren die Stammväter der Baiern zwar ungestüm und kriegerisch, aber durchaus kein rohes Jäger- und Hirtenvolk mehr, sondern fleißige Ackerbauer mit einer ausgebildeten, eigenartigen Verfassung, Rechtsanschauung, Gottesverehrung, Sprache, Tracht<sup>1)</sup> und Bewaffnung. Das hohe, sicherlich nicht unberechtigte Selbstgefühl des Volkes prägt sich aus in den am Schlusse der *Raffeler Glossen* beigefügten Worten: „*tolo sint uualha, spahe sint Paigira*, töricht sind die Wälschen, klug die Baiern.“

Der Volksstamm war ausgezeichnet durch eine unverwüßliche Lebenskraft und Frische, einen kühnen, unternehmenden, dabei heiteren schallhaften, lebenslustigen Sinn mit großer Neigung zu Tanz, Gesang und Saitenspiel<sup>2)</sup>, durch zähes Festhalten an hergebrachten Sitten und

<sup>1)</sup> Die lebernen Kniehosen scheinen seit altgermanischer Zeit ihre Gestalt nur wenig verändert zu haben. In den Reihengräbern bei *Reichenhall* hat von *Ehlingensperg* unter den Gürtelschnallen auch Stahl und Feuerstein gefunden, gerade wie sie bis vor kurzem getragen wurden. Diese Sitte der Feuerzündung wird schon in der Lebensbeschreibung des *S. Severin* (c. 13) erwähnt.

<sup>2)</sup> Bekannt ist das bairische Zitherpiel, die *Ländler*, *Schuhplattler* und *Schnadahüpfeln*.

Gebräuchen, aber auch durch Neigung zu Gewalttätigkeit und Rauflust, alles Züge, die noch heute im bairisch-österreichischen Volkstum hervortreten. Für die Jagd scheint eine wahre Leidenschaft angestammt zu sein: das bairische Volksrecht führt nicht weniger als acht verschiedene Hunderassen und viererlei Jagdfalken und Habichte an für alle möglichen Arten des edlen Waidwerks.

„Welcher Herkunft die Baiern sind,“ sagt Arnold (a. D.), „ist eine der berühmtesten Streitfragen deutscher Geschichte und war es noch mehr, so lange man wegen des Namens sogar keltische Abstammung für möglich hielt. Volle Klarheit haben auch die neuesten Untersuchungen nicht gebracht.“ Gewiß nicht! Diese Probe hat die deutsche Geschichtsforschung schlecht bestanden, das, was die Baiern in Wirklichkeit sind, hat kein einziger der vielen Gelehrten, die sich mit ihnen beschäftigt haben, getroffen. Auch hier hat die leidige Beschränktheit des Wissens und der Wissensgebiete neben den „wie eine ewige Krankheit“ sich forterbenden Vorurteilen die Erkenntnis der Wahrheit verhindert. Unsere Historiker verstehen, mit verschwindenden Ausnahmen, meist nichts von den germanischen Sprachen, während die Germanisten teils in den Quellen nicht zuhause sind, teils falschverstandene „Sprachgesetze“ als Hemmschuh nachschleppen. Zum Dank für meine unermüdliche, überall Klarheit bringende und den Zusammenhang herstellende Arbeit behandeln mich die Zunftgelehrten, um ihre Beschämung zu bemänteln, meist in wegwerfendster Weise und beehren mich, ohne selbst etwas Besseres leisten zu können, mit den geringschätzigsten Ausdrücken. Von jeher habe ich auf die Zeit vertraut, die mir bis jetzt noch in keinem einzigen Falle Unrecht gegeben hat.

Eine große, wichtige Rolle war dem bairischen Volke in der deutschen Geschichte vorbehalten. Es hat die Ostmark, das Österreich (osterrichi) geschaffen und deutsche Sprache und Sitte in heißen, endlosen Kämpfen gegen Wenden und Bulgaren, gegen Hunnen, Avarn und Türken geschützt und verteidigt. Sollte diese Rolle schon ausgespielt, sollte wirklich das österreichische Deutschtum dem Untergange geweiht sein und der feindlichen Übermacht erliegen müssen? Nach den hervorragenden Eigenschaften und der großen Vergangenheit dieses kernhaften Volksstammes können und wollen wir das nicht glauben.

## Nachtrag.

---

### Stammbaum der langobardischen Könige.

Während der Ausarbeitung vorstehender Abhandlung, sowie einer Untersuchung über die deutsche Sagen Geschichte <sup>1)</sup> hatte ich mich wiederholt mit den langobardischen Königs- und Fürstengeschlechtern zu beschäftigen, die in mannigfaltigster Weise mit dem fränkischen Herzogshause der Agilolfinger verwandt und verschwägert sind und denen, wie ich zuerst nachzuweisen versucht habe, auch der geschichtliche Held der Walthersage angehört. Gerade weil auf diesem Gebiete noch so vieles dunkel und unsicher ist, übten diese genealogischen Forschungen einen solchen Reiz auf mich aus, daß sie mich nicht mehr losließen, bis ich, nach vielen vergeblichen Bemühungen, endlich den Entwurf eines Stammbaums zustande brachte, der einen mehr oder weniger nahen verwandtschaftlichen Zusammenhang aller dreiundreißig Könige, die über das Volk und Reich der Langobarden vor und nach der Eroberung Italiens geherrscht haben, anschaulich und wahrscheinlich macht. Die großen Schwierigkeiten dieser Aufgabe erkenne ich selbst am aller wenigsten, da sie mir bei der Arbeit immer und immer wieder hindernd und hemmend in den Weg traten; weit entfernt, meinen Versuch für durchaus gelungen und abschließend zu halten, möchte ich damit nur eine Anregung für wiederholte, eingehendere und in mancher Hinsicht vielleicht erfolgreichere Untersuchungen gegeben haben. Abel's Übersetzung der Langobardengeschichte von Paul Warnefrids Sohn <sup>2)</sup> enthält als dritten

---

<sup>1)</sup> Sigfrid nur Sagenheld? Germania VII 5 u. 6, abgedruckt in der Zeitschr. Iduna VIII 6 u. ff.

<sup>2)</sup> Paulus Diaconus und die übrigen Geschichtschreiber der Langobarden, übersetzt von Dr. Otto Abel, Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, VIII. Jahrb. Berlin, W. Besser, 1849.

Anhang einige kurze Bemerkungen zu den am Schlusse mitgeteilten „Stammtafeln der langobardischen Könige“, die der Verfasser mit folgenden Sätzen einleitet: „Zwei Punkte sind es, die uns bei einer genealogischen Übersicht der langobardischen Königsgelechter besonders in die Augen fallen: einerseits nämlich der bei flüchtigem Lesen kaum geahnte verwandtschaftliche Zusammenhang, in dem die einzelnen langobardischen Fürsten zu einander, sodann die enge Verbindung, in der sie, zumal in den ältesten Zeiten, mit den Häuptern anderer deutscher Stämme stehen. Bei aller Spaltung und obwohl über ganz Europa zerstreut, fühlten sich doch die einzelnen deutschen Völkerschaften als ein großes Brudervolk. Am deutlichsten stellt sich das in den Heiraten der deutschen Stammeshäupter dar, und namentlich die langobardische Geschichte ist in dieser Hinsicht höchst lehrreich. Es findet sich außer Ratgis kein Beispiel, daß ein langobardischer Fürst eine nichtdeutsche<sup>1)</sup> Frau genommen hätte, dagegen sind sie vielfach mit Goten, Thüringern, Franken, Herulern, Gepiden, Baiern, Angelsachsen verwandt und verschwägert, so daß sich zuletzt eine große deutsche Fürstenfamilie herausstellt, das Bild eines mächtigen Baumes, dessen Zweige, einem Stamm entsprossen, sich wieder zusammenfassen in ihren Kronen und Wipfeln . . . Das Gefühl treuer Anhänglichkeit an das angestammte Fürstengeschlecht, seit dem Anfange unserer Geschichte<sup>2)</sup> das stille, fast unbewußte Grundgesetz im staatlichen Leben der deutschen Völker, allmählig zu bestimmten Rechtsätzen verkörpert, ist die Grundlage für die fürstliche Erbfolge und die monarchische Ordnung in den europäischen Staaten geworden“. Nachdem um die Mitte des 6. Jahrhunderts mit dem jungen König Walthari das Geschlecht der Lethinger anscheinend ausgestorben war, (Isti omnes Lethingi fuerent, Prolog. ad Edict. Rotharis 5; Hi omnes Lithingi fuerunt, sic enim apud eos quaedam nobilis prosapia

<sup>1)</sup> Das halte ich nicht für richtig. In der Chronik des Mönchs Venebitt von Soratte (16) steht, daß Ratgis „ein Weib aus der Stadt Rom“ genommen habe, doch ist ihr Name Tassia entschieden germanisch, wie auch der ihrer Tochter Rattrudis. Auch in Rom wohnten damals vornehme Langobarden. Vgl. u. a. Wolmann, Die Germanen und die Renaissance in Italien. Thüringische Verlagsanstalt, Leipzig 1905.

<sup>2)</sup> Schon bei Tacitus (Germ. 7) lesen wir: reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt.

vocabatur, Gest. Lang. I 21), bestimmen, könnte man glauben, „nicht Gesetz und Herkommen, sondern Willkür und Glück, die Herrschsucht der Männer oder die Launen der Weiber die königliche Erbfolge bei den Langobarden. Jedoch bei genauerer Prüfung zeigt sich auch in dieser Unregelmäßigkeit Ordnung. Die beigelegten Stammtafeln lassen von Leth bis zu Liutprand hinab einen verwandtschaftlichen Zusammenhang deutlich erkennen, den enger und ausgedehnter nachzuweisen bloß die Dürftigkeit der Quellen unmöglich macht“. Ich habe mich bemüht, teils aus den Quellen, teils aus den Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten der Namen die verwandtschaftlichen Beziehungen der Geschlechter der Gudinger (die Form Gunginger ist unmöglich), Lethinger, Gausinger, Answaldinger, Willinger und Agilolfinger deutlich zu machen und einen zusammenhängenden Stammbaum von Aio, der das Volk aus der Urheimat geführt hat, bis zu seinem letzten König aufzustellen. Nur das Geschlecht der Harrodinger, die Ahnenreihe Rothari's, scheint ganz abseits zu stehen <sup>1)</sup> und erst durch die Heirat dieses Herzogs mit der Erbtöchter und Königswitwe Gundiberga nach Verstoßung seiner früheren Gemahlin (Fredegar 70) auf den Königsstuhl der Langobarden gekommen zu sein. „Als unumstößlich sicher stellt sich aber der Satz heraus, daß bei den Langobarden der Thron auch auf die weibliche Linie sich vererbte, wie dies im geraden Gegensatz zu dem salischen Recht der Franken auch bei den Schwaben <sup>2)</sup> sich findet. Hält man dieses Ergebnis fest, so erscheint die ganze langobardische Geschichte in einem anderen Lichte.“

Im Ubrigen jedoch bin ich zu wesentlich anderen Schlußfolgerungen und Ergebnissen gelangt als Abel. Ich nehme nicht an, daß „das Geschlecht der Gunginger <sup>3)</sup> schon mit dem dritten König Lamicho“, der nach der Madrider Handschrift des Vorworts zu Rothari's Gesetzbuch zu demselben gehörte (ex genere Gunginus), erlosch, sondern daß dieser zu einem tapferen Kriegermann herangewachsene Findling, nachdem

<sup>1)</sup> Höchstens ließe sich aus den Namen Unigis, Hilbigis auf eine Verchwägerung mit den Lethingern schließen.

<sup>2)</sup> Die Langobarden waren ja ein schwäbisches Volk.

<sup>3)</sup> Die Form Gunginus des älteren Edictum Rotharis ist der offenbar verderbten Gunginus bei Paul Warnefrid's Sohn entschieden vorzuziehen; darf man sie nicht, wie ich annehme, in Gadingus verbessern, so ist sie von dem Rosenamen Gugo, aus Gudiok oder Gudigis abzuleiten.

die einzige Tochter König Agilmunds, die sich die Langobarden schon früher als Königin gewünscht hatten (*quam sibi reginam optaverant*, Gest. Lang. I 7) aus der Gefangenschaft befreit war, mit Zustimmung des Volkes diese Erbin des Königtums zu seiner Gemahlin erwählte und mit ihr und durch sie den verwaisten Königsstuhl bestieg. Von Lethuf (diese Namensform des Prologus halte ich für die ursprüngliche und richtige; Leth oder Lethu sind Abkürzungen; der gleiche Wortstamm kommt in Amlethus, Hamlet, und den süddeutschen Familiennamen Machleth, Arleth, Stoffleth vor), der nach Samicho's Tod als dritter König zur Herrschaft gelangte (*tertius ad regni gubernacula Lethu ascendit*, Gest. Lang. I 18), wird nicht gesagt, daß er einem anderen Geschlecht entstammte; daß seine Nachkommen „Lethinger“ genannt wurden, ist erklärlich, weil ja die Gubinger im Mannesstamm ausgestorben waren, doch spricht der Name seines Enkels Gubiof (Godehoc, Gudehoc, Gudeos, Godoin, Gedeon) aus den Stämmen gud und ok (davon got. *auhuma*, erhaben, und *aukan*, mehren) zusammengesetzt, für den verwandtschaftlichen Zusammenhang beider Geschlechter. Paul's Angabe, Agilmunds Vater sei einer der Herzöge gewesen, die das Volk aus der nordischen Heimat geführt hatten (*qui Langobardos a Scandinavia eduxerant*, Gest. Lang. I 14), ist ein offenerbarer, auf Verwechselung der beiden ähnlichen oder gleichen Namen Aio und Agio (Roseformen von Agiok, Agilulf oder dgl.) beruhender Irrtum; zwischen beiden Herzögen liegt ein Zeitraum von mehreren hundert Jahren, doch läßt auch hier die Wiederkehr der Namen auf unmittelbare Abstammung des jüngeren vom älteren<sup>1)</sup> schließen (*Agilmundus, filius Agionis, ex prosapia ducens originem Gunginorum, quae apud eos generosior habetur*).

Als nach sieben Geschlechterfolgen mit dem jungen König Walthari auch der Mannesstamm der Lethinger ausgestorben war, ging die Herrschaft nach Abel „auf Seitenlinien und die weibliche Nachkommenschaft“ über. „Durch die Angabe der Gothaer Handschrift, daß Audwin die Menia (später Gemahlin des Thüringerkönigs Bisin; den Namen lese ich Winia, Roseform von Winiberga, Winilinda oder dgl.) zur

<sup>1)</sup> Das einzige Königsverzeichnis, das einen Vater des älteren Aio (Agilmond, filius Aion, filius Theon, ducis Scandinaviae) — auch hier die Verwechselung der beiden gleichlautenden Namen — anführt, ist der *Catalogus reg. Langob. ex. cod. S. Faustini*; ohne Zweifel ist Theon verstümmelt, vielleicht aus Gutheoc.

Mutter gehabt habe, kommt jener in nahe Verbindung mit König Wacho; es fanden aber ohne Zweifel noch nähere verwandtschaftliche Beziehungen zwischen beiden statt, die dem Audwin ein Anrecht auf die Vormundschaft und Erbfolge König Walthers gaben.“ Eine solche ergab sich durch Audwin's Vermählung mit Nodelinda, der Tochter des Königs Hermanfrid von Thüringen, einer Enkelin Theoderichs von mütterlicher und Bisin's von väterlicher Seite, einer Nichte von Wacho's erster Gemahlin, der älteren Radigunda, mit welcher letzterem er dadurch doppelt verschwägert wurde. Da aber bei Audwin's Tod ums Jahr 560 sein Sohn Albwin schon völlig erwachsen und ein berühmter Kriegsheld<sup>1)</sup> war, muß seine Verheirathung schon mehr als zwanzig Jahre vorher, d. h. vor seiner Ernennung zum Vormund des minderjährigen Königs und Reichsverweser im Jahre 540, erfolgt sein. Daß aber ein Mann nichtköniglichen Blutes die Tochter eines mächtigen Königs, ein edles Reis vom erlauchten Amalerstamme, zum Weib erhalten, ist nach der Auffassung jener Zeit undenkbar. Audwin, dessen „Macht und Ansehen“ nach Prokop (Gotenfr. III 35) sehr groß war, wird vom Vorwort und im Königsverzeichnis des Gesetzbuchs Rothari's als Nachkomme eines Gaufus (ex genere Gausus) oder Gauzo (in den langobardischen Quellen steht oft s für z, Taso für Tazo, Hrodgaus für Hrodgauz u. dgl.) bezeichnet; dieser Kurzname ist aber die Rosenform eines mit gud beginnenden Eigennamens, und wenn daher Audwin einem Seitenzweige des langobardischen Königsengeschlechtes angehört hat, so kann dieser nur von König Gudiof abstammen. In der erwähnten Abhandlung zur Sagengeschichte habe ich gezeigt, daß der Name Walthari in keinem anderen germanischen Fürstengeschlecht als im langobardischen vorkommt und daß auch der erste Teil des Namens Albhari, wie der Vater des Sagenhelden heißt, zweimal bei Audwin's Nachkommen sich findet (Albwin, Albswinda). „Eine Ahnenreihe,“ habe ich darum dort geschrieben, „Gauzo (Gudiof), Albhari, Walthari, Authari, Audwin fällt geschichtlich und sprachlich durchaus in den Bereich der Möglichkeit.“ Die Gothaer Handschrift

<sup>1)</sup> Er war schon bei Lebzeiten seines Vaters, wegen seiner Heldentaten, von Thoriswind, dem König der Gepiden, zum Waffensohn erwählt worden und schon vor seinem Zug nach Italien, 568, zum zweitenmal vermählt. Wäre er erst nach 540 geboren, so hätte er nicht einmal ein Alter von dreißig Jahren erreicht.

(Chronicon Gothanum) schiebt als sechsten König zwischen Godoin (Gudiok) und Claffo noch einen Pero (Roseform von Alphere Albhari?) ein, der ein älterer Bruder Claffo's und des nach Priskos<sup>1)</sup> an Attila's Hof hochangesehenen Onegis des Älteren gewesen sein kann. Daß dieser König in anderen Verzeichnissen fehlt, rührt vielleicht daher, daß er nach ganz kurzer Herrschaft im Kampfe gegen Attila fiel, der seinen Bruder und jugendlichen Sohn, den Walthari der Sage, als Geisel mit sich nahm. „Mit der Ermordung Albwins und der Entführung seiner einzigen Tochter und Erbin“, fährt Abel fort, „brach die neue Herrscherreihe schon nach 25 Jahren wieder ab. In der Wahl Cleph's und der darauffolgenden königlosen Zeit zeigt sich die vom Volksrecht sich losmachende Willkür mit ihren verderblichen Folgen.“ Nach meiner Auffassung ist die Willkür nicht so groß, denn der nach Albwins Tod auf den Schild erhobene Claffo (jedenfalls auch ein Rosenname, vielleicht von Gladulf, da auch die Langobarden, wie die nahverwandten Alemannen, oft die media durch die tenuis ersetzt; F. Grimm hat diese mundartliche Eigentümlichkeit bekanntlich „zweite Lautverschiebung“ genannt) oder Cleph wird von Paul Warnefrid's Sohn und den Origines Langob. Hal. „hochadelig, „nobilissimus“ genannt, muß also auch aus königlichem Geschlecht, ex genere Beleos nach dem Edictum Rotharis, gewesen sein. Dürfen wir, wie es den Anschein hat, in diesem Beleos oder Peleos, richtig wohl Biliok, einen der beiden von Prokop (Gotenfr. III 35) erwähnten Söhne des verstorbenen und schließlich aus dem Wege geräumten Risiulf, zweifellos in Gisulf zu verbessern, erblicken, so fällt jede Willkür weg und Gladulf (Claffo II) hatte, wenn sein früh in der Verbannung bei den Slaven gestorbener Vater der ältere Bruder des gleichfalls, und zwar im Jahre 552 bei den Gepiden, ermordeten Hilbigis (Gotenfr. IV 27) war, die nächste Anwartschaft auf den erledigten Thron.

Das Wortwort wie das Königsverzeichnis von Rothari's Gesetzbuch und Paul's Langobardengeschichte (I 21) nennen übereinstimmend den König Tato und seinen Bruder Unigis oder Uchilo (die Formen Zuchilo und Vintilo der Handschriften ergänzen und verbessern sich gegenseitig zu diesem Rosenamen) „Söhne“ Claffo's I, doch verdient

<sup>1)</sup> Script. hist. Byzant. I, Prisci Fragment.



m. E. der Zeitgenosse Prokop, der (Gotenfr. III 35 und IV 27) die abenteuerlichen Schicksale des Hildigis (Ildisgos, Ildigisal) recht ausführlich erzählt, in dieser Hinsicht mehr Glauben, wenn er diesen für einen Sohn Gisulf's (Risiulf), eines Bruderssohnes von König Wacho (*αρεσιος* hat diese Bedeutung) erklärt. Da des letzteren einziger Sohn Walthari, eine seiner Töchter Walderada heißt, ist es so gut wie sicher, daß Wacho von einem mit wald zusammengesetzten Namen — am wahrscheinlichsten ist Waldugis — abgeleitet werden muß. Daß Tato „wohl nur Übername“ ist, hatte ich (a. D.) schon ausgesprochen, ehe ich auf die folgende Stelle bei Gregor von Tours (X 29) aufmerksam wurde: Wistrimundus cognomine Tatto; als richtigen Namen dieses von seinem Neffen Wacho gestürzten Königs nehme ich nach reiflicher Überlegung Hildulf an, da diese Zusammensetzung am besten vom Namen seines Vaters Gladulf auf den seines Sohnes Gisulf überleitet. Als Albwin in Italien einrückte, machte er seinen Vetter (nepos bedeutet nicht bloß „Neffe“) und Stallmeister Gisulf zum Herzog von Friaul, zum Verteidiger der wichtigen Nordmark des Reiches (Gisulfum, ut fertur, suum nepotem, virum per omnia idoneum, qui eidem strator erat, quem lingua propria marpahis, d. h. marbeiz, appellant, Forojulianae civitati et toti regioni illius praeficere statuit, Gest. Langob. II 9). Es ist möglich, daß dieser tapfere Kriegsheld etwas jünger war als Albwin, denn als er 610 im Kampfe gegen die Avarn fiel, muß er noch wehrfähig gewesen sein.

„Mit der Erhebung Authari's auf den Thron“, schreibt Abel, „knüpfte man wenigstens an den letzten König<sup>1)</sup> wieder an; aber durch seine Vermählung suchte sich Authari ein sicheres und kräftiges Erbrecht zu erwerben. Es war weniger die Tochter des Baiernherzogs<sup>2)</sup>, als die Enkelin König Wacho's, die er heiratete. Theodelinda war mehr als die bloße Gemahlin des Königs, sie war selbst die erbberechtigte Königin, und nicht ritterliche Galanterie, sondern die Aner-

<sup>1)</sup> Alle langobardischen Quellen stimmen darin überein, daß Authari der Sohn Claffo's II. war.

<sup>2)</sup> Gariwald, der Sohn Agilolf's. Da sein Sohn Gundwald hieß, ist diese Namensform der langobardischen Schreibung Garibald, Gairepald vorzuziehen.

kennung dieses Erbrechts war es, was die Langobarden vermochte, der verehrten Fürstin die Wahl eines zweiten Gemahls und damit des Königs anheim zu geben.“ Ganz gewiß, aber Authari hatte selbst, nicht nur als Sohn seines Vaters, sondern auch als Glied des von den alten Königen stammenden Geschlechtes der Willinger (genus Boleos) eigenes Anrecht.

Theodelindens zweiter Gatte, der König Agilwald (diese Namensform halte ich wegen seines vermutlichen Vaters Answald und seines geschichtlich sicher beglaubigten Sohnes Adalwald für richtiger als Agilulf; der Kurzname Ago paßt für beides) ist offenbar auch nicht bloß seiner Tüchtigkeit wegen (Erat enim isdem vir strenuus et bellicosus et tam forma quam animo ad regni gubernacula coaptatus, Gest. Lang. III 36) erwählt worden; als Verwandter des verstorbenen Königs (erat cognatus regis Authari) hatte er schon durch seine Geburt begründete Anwartschaft auf die Nachfolge. Welcher Art war diese Verwandtschaft? Im Königsverzeichnis ist er als Angehöriger des Geschlechtes der Answaldbinger (ex genere Anawat, was ohne viel Umstände in Answalt verbessert werden kann) bezeichnet. Die frühere Königin, Claffo's II. Gemahlin, hatte Ansa geheißt, und Ansulf, um 590 bei Verona ermordet, wird in der Langobardengeschichte (III 30) ein Verwandter (cognatus regis Authari), demnach vermutlich Mutterbruder, des Königs Authari genannt; dessen Bruder wird wohl Answald, der Vater Agilwalds, Herzogs von Turin, gewesen sein; im Königsverzeichnis heißt dieser ein „Thüring“ (Turingus), was vielleicht von der Stadt Turin abgeleitet werden darf, vielleicht aber auch die Herkunft seines Geschlechtes, das der Königin Rodelinda gefolgt sein kann, bezeichnet.

„Ganz derselbe Fall“, sagt Abel weiter, „wiederholte sich bei Theodelindens Tochter Gundiperga; nach dem Tode ihres Bruders Adalwald vererbte sich auf sie das Thronrecht, und mit ihrer Hand ging es auf Ariwald und Rothari über. Als mit König Roduald Theodelindens Geschlecht erlosch, kam die Krone an ihren Neffen Aripert, Wacho's Urenkel, und blieb bis zu Aripert II. bei dessen Nachkommen.“ Auch Hariwald (Ariwald, fränkisch Charoald), der den schwach sinnigen Adalwald vom Throne stieß, muß ein gewisses Anrecht auf denselben gehabt haben; hinter seinem Namen steht im Königsverzeichnis „ex

genere Caupus“, d. h. wohl Cauzus und ist somit gleichbedeutend mit Gausus. Ich nehme an, er sei ein vorehelicher, daher nicht ganz ebenbürtiger Sohn Authari's gewesen, von dessen Namen er den zweiten Teil als ersten in seinem eigenen wiederholt.

Nach Fredegar (50), der hierin zuverlässiger ist als Paul<sup>1)</sup> Warnefrid's Sohn, war Hariwald schon vor seiner Thronbesteigung mit Gundiberga, Agilwald's und Theodelinden's Tochter, vermählt, was wiederum unmöglich wäre, wenn er nicht selbst königliches Blut in den Adern gehabt hätte; nach seinem Tode erwählte sich die Königin-Witwe allerdings einen zweiten Gatten, der zwar von altem Adel und ein streitbarer und gerechter Mann war (Fuit autem viribus fortis et iustitiae tramitem sequens, Gest. Lang. IV 44), dessen Geschlecht (erat ex genere Arodus) aber mit dem königlichen in keiner nachweisbaren Verbindung steht. Mit König Rodwald, Rothari's Sohn, starb Theodelinden's unmittelbare Nachkommenschaft aus, und die Herrschaft ging nun auf die ihres Bruders Gundwald, zunächst auf Haribert (Aripert, fränkisch Charibert), über.

„Grimuald allein“, lesen wir bei Abel, „unterbricht die Reihenfolge, aber auch er sucht der angemessenen Herrschaft eine rechtliche Grundlage zu geben durch seine Vermählung mit Theuderata, Aripert's Tochter.“ Grimwald war Gisulf's, des ersten Herzogs von Friaul, Sohn, stammte daher aus dem königlichen Geschlechte der Gauzinger und hatte schon durch seine Geburt „eine rechtliche Grundlage“ für sein Streben nach der Herrschaft, die er allerdings durch seine Verheiratung mit Haribert's I. Tochter, Berthari's und Godibert's Schwester, zu verstärken suchte. Daß diese zweite Gemahlin des Königs Grimwald Theoderada heißen habe, ist eine willkürliche, in den Quellen nicht begründete Behauptung; wir kennen ihren Namen nicht.

„Mit Ansbrand kommt“, nach Abel's Meinung, „ein neues Geschlecht zur Herrschaft, wenigstens reißen für uns die Verwandschaftsfäden ab, die dasselbe mit dem alten Lethingerstamme verbinden.“ Ich habe diese wieder anzuknüpfen versucht und sehe in Ansbrand den Sohn Ansfrid's, den Enkel Ansulfs, des, wie schon erwähnt, bei Verona ermordeten Schwagers König Claffo's II. Ansbrand's Gemahlin hieß

<sup>1)</sup> Ganz verkehrt ist die Angabe der Langobardengeschichte (V 49), Rodwald habe die Gundiberga, seine eigene Mutter und bei seinem Herrschaftsantritt schon mindestens 50 Jahre alt, geheiratet.

Theoderada und war, wie aus ihrem Namen sich schließen läßt, eine Angehörige des Königshauses, wahrscheinlich eine Enkelin oder Urenkelin Gundwald's. Sie wurde von Haribert II., weil sie zu sehr damit geprahlt hatte, sie würde doch noch Königin werden (*cum se voluntate foeminea reginam futuram esse jactaret*, Gest. Langob. VI 22), durch Abschneiden der Nase und der Ohren verstümmelt.

Nachdem Hildebrand, Liutbrand's Nefte, nach einer Herrschaft von nur wenigen Monaten vom Throne gestoßen war, wählten die Langobarden den Herzog Ratgis von Friaul zum König. Auch sein Vater Pimo oder Pemmo (Rosenname von Bilimund oder ähnlichem), Sohn Billo's (Biliulf), hatte dieses wichtigste und ehrenvollste Amt im Langobardenreiche bekleidet; er war ein kluger und verdienstvoller Mann (*homo ingeniosus et utilis patriae*, Gest. Langob. VI 26) und hatte zur Gattin eine Frau namens Ratberga, die sich mehr durch Demut und Züchtigkeit als durch Schönheit auszeichnete (*plus eius mores et humilitatem verecundamque pudicitiam quam corporis pulchritudinem sibi complacere dicebat*). Aus dem Ausdruck *humilitas*, den ich mit „Demut“ überseze, auf niedrige Geburt zu schließen, wäre jedoch verkehrt. Dadurch, daß ihre beiden ältesten Söhne, Ratgis und Ratgais, nach ihr benannt sind, wird auch äußerlich die Wertschätzung von Seiten ihres Mannes bekundet. Wir gehen daher kaum fehl, wenn wir auch ihr königliche Abkunft zuschreiben und sie für eine Schwester der Gundiberga und Tochter der Auruna, also Enkelin des Königs Ansbrand, halten. Aber auch Bilimund (Pimo) selbst, einer der mächtigsten Männer des Reiches, konnte wahrscheinlich seinen Stammbaum auf königliche Vorfahren zurückführen; ich vermute in seinem Vater Biliulf (Billo), der schon früher nach dem Königtum gestrebt hatte, den Nachkommen eines gleichnamigen, in den geschichtlichen Urkunden allerdings nicht genannten Bruders von Gisulf, dem ersten Herzog von Friaul.

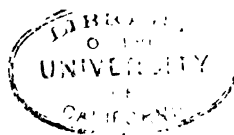
Desiderius, der letzte König der Langobarden, hat wahrscheinlich neben seinem lateinischen auch einen germanischen Namen getragen; nach denen seiner Kinder Adalgis und Adalberga läßt sich ein mit *adal* beginnender, etwa Adalulf<sup>1)</sup>, voraussetzen. Er war ein vor-

<sup>1)</sup> Vielleicht war jener Adalulf, der im Jahre 623 nach Fredegar (51) die Königin Gundiberga des Ehebruchs beschuldigt hatte, aber im Gottesgericht gegen den Verteidiger ihrer Unschuld unterlag, ein Ahnherr von ihm.

nehmer Mann (nobilis), nach Fredegar der Marschall König Aistulf's und unter König Ratgis Herzog von Tuscan; demnach könnte er von Ado (Abalwald), dem Sohne Grasulf's, des zweiten Herzogs von Friaul, abstammen. Auch er scheint seine Ansprüche auf die Königswürde durch seine Heirat verstärkt zu haben; nach dem Namen seiner Gemahlin Ansa scheint diese eine Schwester des Abtes Anselm gewesen zu sein, der bis zum Jahre 753 Herzog und nach seiner Lebensbeschreibung von königlicher Abkunft, wahrscheinlich ein Sohn Ansbrand's Enkel Sigibrand's, des geblendeten Sohnes von König Ansbrand, war. Daß ihn Desiderius in die Verbannung schickte, läßt vielleicht darauf schließen, daß er in ihm trotz seiner geistlichen Würde immer noch einen Mitbewerber um die Königskrone fürchtete. Nach der Chronik des Andreas von Bergamo scheint die mit Karl dem Großen, wenn auch nur kurze Zeit, vermählte Tochter Desider's Gisilborga<sup>1)</sup> geheißsen zu haben. Bei seinen Enkeln, den Kindern seiner mit Herzog Harigis von Benevent verheirateten Tochter Adalberga, kehren noch einmal einige der in der langobardischen Geschichte berühmten und beliebten Namen wieder, Romwald, Grimwald, Gisulf, Theoderada, Adalgisa. Ist der angenommene Zusammenhang richtig, so floß in ihren Adern auch noch das Blut der berühmtesten Herrschergeschlechter des germanischen Altertums, der Amaler<sup>2)</sup> und Merowinger. Im übrigen möge der beigefügte Stammbaum für sich selbst reden.

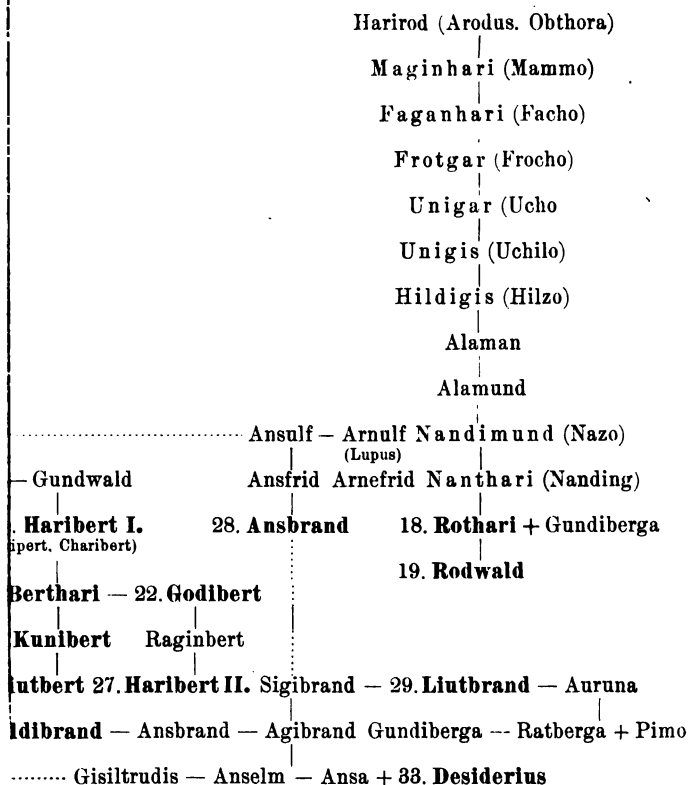
<sup>1)</sup> In der Handschrift ist der Name verwischt, nur das schließende ga ist vollkommen deutlich. Berterada, wie sie von einigen genannt wird, ist wohl eine Verwechslung mit Karl's Mutter. Desiderata in Raddert's Lebensbeschreibung des Abtes Abalhard ist wohl nur Beiwort und daher mit „die ersehnte“ zu übersetzen.

<sup>2)</sup> Um die Worte „suum nepotem“ zu erklären, nimmt Abel einen, der Geschichte unbekannten, Bruder Abwin's (Grasulf?) an als Vater Gisulf's, des ersten Herzogs von Friaul. Nach meiner Aufstellung wäre Nobelindens Nachkommenchaft bereits mit ihrer Enkelin Abswinda ausgestorben. Es scheint aber, daß schon etwas früher das Blut der erlauchten Amaler mit dem der Bethinger sich vermischt hat; Wacho's zweite Gemahlin nämlich, Austrigotho (Austrigusa), Walderaden's Mutter, trug einen im ostgotischen Königshause beliebten Namen (einer der Ahnherren und Theoderich's zweite Tochter hießen so), ebenso Oustrigothos, der 552 aus dem Weg geräumte Sohn des Gepidenkönigs Alamund (Elemund). Ich vermute daher, daß Thoriswind, Alamund und Austrigotho Geschwister waren, Kinder eines in den Urkunden nicht erwähnten Königs Thorismund und einer vielleicht Walagotho genannten Tochter des Ostgotenkönigs Walamir. Dieser und der Gepidenkönig Ardarich, wohl Großvater Thoriswind's, waren ja die vertrauten Ratgeber und hervorragende Heerführer Attila's (Jordan 38), die sehr wohl ihre Kinder mit einander verlobt haben können.



# nen Könige.

Erläuterung: fett gedruckt. Die Schreibung sucht Entstellungen zu verbessern. Punktreihe, das elterliche Verhältnis durch einen senkrechten, das Brüderverhältnis durch einen schrägen, die Namen von Eltern und Kindern. Geschwistern und Enkelkindern (Generationen) stehen auf gleicher Höhe. Bei ehelichen Verbindungen wird die Verbindung wiederholt. Im allgemeinen stehen die Namen der älteren Brüder links, die der jüngeren rechts. Die Namen der Frauen sind durch eine Punktreihe gekennzeichnet.







# Zur Runenkunde

Zwei Abhandlungen.

8352



Don  
Dr. Ludwig Wilser.




Akademischer Verlag für Kunst und Wissenschaft.

1905.

Leipzig und Wien.



## I.

anf einer auch in deutschen Zeitungen und Zeitschriften („Vossische Zeitung“, „Berliner Zeitung“, „Literarisches Zentralblatt LV 52, „Globus LXXXVII 6) fleißig gerührten Werbetrommel hat der neueste Versuch eines Dozenten in Upsala, von Friesen, die uralte Volksschrift der Germanen, die Runen, aus einer südeuropäischen Quelle herzuleiten, in wissenschaftlichen und anderen Kreisen einiges „Aufsehen“ erregt, m. E. mit Unrecht, denn er hat nichts vor allen anderen derartigen Unternehmungen voraus. Gleich bei der ersten Nachricht, noch ehe ich die Einzelheiten der neuen Theorie kennen gelernt hatte, trug ich keine Bedenken, sie für „ein totgeborenes Kind“ <sup>1)</sup> zu erklären, welches Urteil ich nach eingehender Prüfung der schwedischen Abhandlung „Om runskriftens härkomst“ <sup>2)</sup> ohne jede Einschränkung aufrecht halte. Bei der großen kulturgeschichtlichen Bedeutung dieser Frage sei es mir gestattet, die deutschen Leser mit dem jüngsten Erklärungsversuch etwas näher bekannt zu machen und die Art seiner Begründung kritisch zu beleuchten.

Wie der Verfasser im Vorwort bekennt, haben ihn Salin's archäologische Forschungen <sup>3)</sup> zu den Untersuchungen veranlaßt, deren

---

<sup>1)</sup> In einer „Verteidigung“ gegen ungerechte Beurteilung, Arch. f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie I 6. — Außerdem habe ich gegen die Friesen'sche Theorie schon Stellung genommen in der Polit.-anthr. Revue III 11, „Die Herkunft der Runen“, in der Zeitschrift Germania VII 2, „Germanische Kunst und Schrift“, in den Wartburgstimmen II 22, „Zur Runenfrage“, in dem Vortrage „Altgermanische Zeitrechnung“, Verhdlg. d. Naturwiss. Vereins in Karlsruhe, B. XVIII, und im Globus LXXXVII 14.

<sup>2)</sup> Sonderabdruck aus „Språkvetenskapliga Sällskapets i Uppsala förhandlingar“ 1904—1906. Akad. Boktryck., E. Berling, 1904.

<sup>3)</sup> B. Salin, „Die altgermanische Tierornamentik“, Berlin, Asher u. Cie., 1904. — Von mir in „Deutsche Kunst und Dekoration“ VII 12 und in den „Wartburgstimmen“ II 16 beurteilt.

Ergebnisse in mancher Hinsicht den von Bugge auf der V. Nordischen Philologenversammlung, August 1898, in Christiania vorgetragenen Ansichten nahekommen. In einem Briefe vom 8. September 1904 hat der norwegische Forscher diese nochmals dahin zusammengefaßt, daß die Goten von galatischen und armenischen Gefangenen kurz nach ihrer Heerfahrt nach Kleinasien im Jahre 267 die Schreibkunst erlernt, ihre Buchstaben nach griechischen und lateinischen Vorbildern gestaltet, deren Namen aber aus keltischem oder armenischem Munde vernommen haben sollen. Diese, schon der Zeit nach unmögliche, aber auch sonst ungemein verwickelte und gekünstelte Deutung braucht eigentlich nicht widerlegt zu werden. Ebenso ist Salin's, obwohl auf sehr gründlichen und ausgedehnten Forschungen beruhendes und durch reichen Bilders Schmuck wertvolles Werk über „Die altgermanische Tierornamentik“ doch leider in der Hauptsache verfehlt und sogar gegen Sophus Müller's Auffassung <sup>1)</sup> als Rückschritt zu bezeichnen.

„Was bisher“, meint der Verfasser im Eingang, „trotz aller auf die Beantwortung der Frage verwendeten Mühe und Gelehrsamkeit, trotz allem Scharffinn und Forscherfleiß erreicht worden ist, ermuntert keineswegs zur Nachfolge. Denn ohne Übertreibung kann man sagen, soviel Forscher, soviel Meinungen, die soweit als nur möglich von einander abweichen.“ Wie war es möglich, daß ein so heißes Bemühen, soviel redliche Arbeit ohne jeden Erfolg blieben? Aus dem einfachen, für die Wissenschaft aber schon oft verhängnisvoll gewordenen Grunde, daß man von falschen Voraussetzungen ausging und Vorurteile für Tatsachen hielt. Die vorgefaßte Meinung aber, unsere Buchstabenschrift sei im Morgenlande erfunden und durch Vermittlung der Griechen den nordeuropäischen Völkern erst spät und in vollendeter Ausbildung zugekommen, ist durch überraschende, stets sich mehrende Funde widerlegt. Die Anfänge der Schrift sind viel älter, als man früher geglaubt hat, denn Schriftzeichen aus der Steinzeit sind in Siebenbürgen, Frankreich und Portugal, solche der Bronze- und Kupferzeit in Spanien und in Orchomenos

---

<sup>1)</sup> Dyreornamentiken i Norden. Aarbøger f. Nord. Oldkyndighed 1880.  
— Meine Ansicht in „Germanischer Stil und deutsche Kunst“, Heidelberg 1899, und die ganz ähnliche des verstorbenen Abamy, „Gessische Quartalsblätter“, N. F. II 1890, hat Salin nicht beachtet.

der Hallstattzeit in Oberösterreich <sup>1)</sup> gefunden worden, und die bekannte kretische Schrift, von einem unzweifelhaft arischen, mit den Hellenen verwandten Volke gebraucht und viel altertümlicher als die ältesten phönizischen Denkmäler, muß als unentwickelte Vorläuferin der europäischen Schrift betrachtet werden. „Eins ist sicher,“ sagt Reinach <sup>2)</sup> mit vollem Recht, „die Linearschrift läßt sich weder aus Assyrien, noch aus Ägypten herleiten, sie hat ein durchaus europäisches Gepräge und gibt sich als vorausgeeiltes Vorbild (*image anticipée*) hellenischer Inschriften zu erkennen“, ohne Zweifel, denn nach des Entdeckers Evans <sup>3)</sup> Worten „saß Radmos zu den Füßen des Minos“. Radmos aber trägt, wie ich wiederholt <sup>4)</sup> gezeigt, einen echt griechischen Namen, und außer ihm galten auch Orpheus, Prometheus, Musäos, Einos, Danaos, Kekrops, Palamedes, Demaratos, Euandros als Verbreiter der Schrift, als Erfinder aber die Götter Zeus, Hermes und die Musen, gerade wie bei den Germanen Wodan und die Nornen.

Daß die Buchstabenschrift im Süden unseres Weltteils älter sei als im Norden, gilt Herrn Dr. v. Friesen als feststehende Tatsache, und darum mußte auch sein Versuch, die Runen aus der griechischen Kursive zu ableiten, aber mit Zuhilfenahme einiger großer lateinischer Buchstaben abzuleiten, ebenso scheitern, wie die aller seiner Vorgänger seit Wimmer. Um diesen Ausspruch zu begründen, muß ich auf die Einzelheiten seiner Erklärungsweise eingehen.

Er meint zunächst, an Salin sich anlehnend, im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung habe sich „wesentlich auf Grund klassischer

<sup>1)</sup> H. Schmidt, „Schriftzeichen aus der neolithischen Fundstätte von Tordos“ *Beitr. f. Ethnol.* XXXV 2/3; De tourneau, „Les signes libyques des dolmens“ *Bull. Soc. d'Anthr. de Paris* 1896; Rodriguez u. Brenha, „Religios a Lusitania“ 1897; Don Estacio da Veiga, *angef. von Lang*, „Fortnightly Review“, Oktober 1904; Wfen, „Prähistorische Blätter“, 1903; „Aus Areta“, *Beilage z. „Allg. Btg.“* 295, 1903.

<sup>2)</sup> La Crète avant l'histoire, „L'Anthropologie“ XIII 1, 1903.

<sup>3)</sup> „Nature“, September 1900. — In einem Vortrage in der Society of Hellenic studies (Bericht nach Athenaeum in Nr. 295 der *Beil. z. „Allg. Btg.“* 1904) glaubte er in kretischen Inschriften Endungen und Zusammensetzungen „nach indogermanischer Art“ nachweisen zu können, und erklärte die Sprache für „sicherlich nicht semitisch“, manche Zeichen für „Prototypen“ phönizischer Buchstaben.

<sup>4)</sup> U. a. in meinem Buche „Die Germanen“, Eisenach u. Leipzig 1904.

Vorbilder" an der Nordküste des Schwarzen Meeres eine „germanische“ Kultur entwickelt, die sich dann später (schon vor dem Jahr 200) an die Ostsee und unter dem „Druck der Hunnen“ in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts nach Ungarn, Süddeutschland, Frankreich und Italien verbreitet habe. Das ist geschichtlich unmöglich, denn im zweiten Jahrhundert haben noch keine Germanen am Schwarzen Meer gewohnt; erst im zweiten Jahrzehnt des dritten Jahrhunderts sind die ersten Scharen der Goten bis an die Donau gelangt und ungefähr zu gleicher Zeit wie die Alemannen mit den Römern unter Caracalla zusammengestoßen. Die gotischen Runeninschriften von Müncheberg, Kovel und Petroffa bezeichnen den Weg, den sie genommen, nicht eine rückläufige Strömung, denn die nordischen, wie z. B. die des Goldhorns, zeigen die gotische Sprache in ihrer ältesten Gestalt, auf einer Entwicklungsstufe, die mehrere Jahrhunderte vor Ulfila liegt. Ist somit schon die Voraussetzung hinfällig, so steht es mit der Erklärung der einzelnen Runenzeichen um nichts besser.

Die Runennamen, die nach griechischer Sitte gebildet sein sollen, sind in Wirklichkeit uralte. Wie schon Rieger<sup>1)</sup> bemerkt hatte, tragen die Runen mit Ausnahme „jüngerer Zutaten“ sämtlich die Namen sinnlich wahrnehmbarer Dinge, d. h. sie lassen noch die ursprüngliche Bilderschrift ahnen, wenn sie auch durch tausendjährigen Gebrauch bis auf wenige Striche vereinfacht sind. Immerhin geben vier, feh, ur, man, ehu (drei davon stimmen sogar noch mit den lateinischen Wörtern pecus, urus, equus überein), mit geringfügigen Ergänzungen, wie ich gezeigt habe, noch ein deutliches Bild, und gerade sie weichen vollständig von den griechischen Bezeichnungen ab.

Die Vorbilder für die meisten Runen glaubt von Friesen in der griechischen Kursive des zweiten und dritten Jahrhunderts gefunden zu haben, deren Kenntnis durch die ägyptischen Papyrusfunde der letzten Jahre

<sup>1)</sup> „Zeitschr. f. deutsche Phil.“ VI, 1875, „Zum Runenalphabet“, Besprechung von Wimmer's „Runeskiftens oprindelse“. — Übrigens hatten schon Zacher, „Das gotische Alphabet etc.“, 1855, und von Silencron, „Zur Runenlehre“, 1858, eine „ursprüngliche, ältere“ Runenreihe, die an Zahl ungefähr mit den spätnordischen übereinstimmte, geahnt. Ohne damals diese Vorgänger zu kennen, habe ich 1888 mein aus 18, von den Rieger'schen etwas verschiedenes „Urzeichen“ bestehendes „Grundfuthark“ aufgestellt.

vermehrt wurden. Der Gedanke ist nicht ganz neu, denn wie der schwedische Forscher die griechische, so hatte vor einigen Jahren von Grienberger<sup>1)</sup> die lateinische Kursivechrift zur Erklärung der Runen herangezogen. Es ist aber von vornherein klar, daß die mit der Rohrfeder gemalten oder mit dem Griffel in Wachs geritzten Schriftzüge einer späten Zeit sich von der ältesten Gestalt der lateinischen und griechischen Buchstaben, der ohne Frage die Runen am meisten gleichen, am weitesten entfernt haben und darum zur Erklärung am wenigsten eignen. Vor allem ist es ein Irrtum, daß die gemeingermanische Runenreihe sechs Vokalzeichen enthalte. Das „umstrittene“ dreizehnte Zeichen in Gestalt einer Wolfsangel drückt keineswegs ein kurzes o, sondern, wie angelsächsische Inschriften (Kreuz von Ruthwell, Reliquien-schrein von Braunschweig) zeigen, in den Wörtern *almeahtig*, *halech* den rauhen Hauchlaut aus; die Handschrift von St. Gallen gibt, entsprechend der alemanischen Aussprache und der Bedeutung *gh* in keltiberischen Inschriften, zweimal den Lautwert als *k*, und im angelsächsischen Namen *eoh*, *ih* gilt, da kein Wort dieser Sprache mit *eh* anfängt, der Auslaut. Das in einigen spätgriechischen Handschriften, so in der neugefundenen *Politeia* des Aristoteles, vorkommende Zeichen läßt sich genau in seiner Entwicklung aus *E* verfolgen und hat mit der Rune nur eine zufällige Ähnlichkeit. Die Runen für *a* und *o* stimmen gerade mit den kursiven griechischen Formen am allerwenigsten überein; das geschriebene omega ist gar nicht aus dem lapidaren, sondern durch Verdoppelung von omikron entstanden. Der *u*-Rune entspricht ein umgekehrtes *V*, mit dem unten manchmal offen bleibenden geschriebenen *o* hat sie nach Gestalt und Lautwert nichts zu tun. Das griechische *eta* wurde nach der gotischen Schreibung *Abeilene*, *Hermogeneis* oder *Airmogaineis*, *Aunisimus* der Namen *Abilene*, *Hermogenes* und *Onosimos* in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung höchstwahrscheinlich, wie *ei* sicher, als langes *i* gesprochen und kann daher der Rune *ehu* unmöglich als Vorbild gebient haben. Das *i*-Zeichen hat in allen verwandten Schriftarten sehr ähnliche Formen. Von den Halbvokalen ist die *j*-Rune einfach durch Brechung des Stabes von *I* entstanden; das ulflandische Zeichen ist nicht aus der Runenschrift über-

<sup>1)</sup> „Zur Runenlehre“, „Zeitschr. f. deutsche Phil.“ XXXII 3, 1900.

nommen, sondern lateinisches G wegen der gotischen, offenbar der heutigen schwedischen nahekommenen Aussprache. Die w-Rune gleicht griechischem Y, auch in kursiver Form, sehr wenig und hat entwicklungs-  
 geschichtlich nichts damit zu schaffen. Die d-Rune kann, von der verschiedenen Aussprache (griechisch Dorotheos = gotisch Daurithains) ganz abgesehen, darum keine Stilisierung von  $\Theta$  sein, weil ihre älteste Gestalt, z. B. auf dem Goldhörn, sicher kein „Rechteck“ war; so ist sie nur auf der mit Silber in Eisen eingelegten Inschrift der Speerspitze von Rovel gebildet, zweifellos, wie schon Wimmer richtig bemerkt hat, „durch technische Gründe hervorgerufen“. Griechisches X stimmt mit der g-Rune ebenso zufällig überein, wie mit lateinischem X; die Aussprache muß recht verschieden gewesen sein, denn Ulfila gibt  $\chi$  immer durch k wieder (Akaja, Antiaukia). Ganz verfehlt ist die Gleichstellung der th-Rune mit  $\Phi$ , da zwischen beiden Zeichen weder eine lautliche (Philippos, Phares = gotisch Filippus, Farais) noch eine äußerliche Verwandtschaft besteht; der gotische Buchstab für th war, wie die Urkunden von Neapel und Arezzo zeigen, ursprünglich der Rune gleich und wurde erst später durch einen etwas veränderten Federzug der Abschreiber dem griechischen Phi ähnlich. Wie die angelsächsische Form zeigt, kann die p-Rune keine Stilisierung von  $\Pi$  sein; ihre ursprüngliche, noch wenig vereinfachte Gestalt ergibt sich durch Aufeinanderlegen der Zeichen des Themssemessers und der Spange von Charnay. Entwicklungs-  
 geschichtlich erklärt sich die verwickelte Gestalt der Rune durch Gegenüberstellung von zwei B, welches Zeichen auf dem Badstenabrakteaten noch den harten wie den weichen Laut ausdrückt. Daß zwischen der z-Rune, die später zu weichem s, in den nordischen Sprachen schließlich zu r wurde, und  $\Psi$  keine „Lautgleichheit“ besteht, gibt auch von Friesen zu. Da sie ursprünglich oben und unten Seitenstriche hatte, ist auch die Ähnlichkeit der Form eine rein zufällige. Für die r-Rune soll das lateinische Vorbild gewählt sein, um Wechselungen mit der w-Rune zu vermeiden, doch hat ja das Zeichen in den ältesten griechischen Inschriften die gleiche Gestalt und eine Änderung des griechischen Y wäre gar nicht nötig gewesen. Das Zeichen für den Laut ng soll nach griechischer Sitte aus zwei  $\Gamma$  entstanden sein; es ist aber durch Gegenüberstellung zweier k-Runen gebildet, während im Griechischen die, übrigens auch im Lautwert ver-



schiedenen, *I* immer hinter einander stehen. Auf weitere Einzelheiten einzugehen, lohnt wahrhaftig nicht der Mühe.

„Mit Sicherheit“ läßt sich demnach keine einzige Rune aus der spätgriechischen Kufischrift ableiten, und der Friesen'sche Versuch bedeutet in keiner Weise einen Fortschritt der Runenkunde, sondern beweist aufs neue die Unmöglichkeit, auf diesem Wege zu des Rätsels Lösung zu gelangen. Auch Salin's Ansichten finden in der neuesten Runenerklärung ebenso wenig eine Unterstützung, wie diese durch jene, und ich bleibe dabei, was ich in meinen Besprechungen seines Wertes gesagt habe: ein Kulturstrom vom Schwarzen Meer nach der Ostsee hat im dritten Jahrhundert nicht stattgefunden, wohl aber eine Völkerwanderung in umgekehrter Richtung, mit der germanische Kunstfertigkeit, Geschmacksrichtung, Sprache und Schrift vom Norden nach dem Süden verbreitet wurden.

Schon vor zwanzig Jahren, in meiner „Herkunft der Deutschen“ <sup>1)</sup>, habe ich ausgesprochen, daß die Runenschrift, wie die so ähnliche der stammverwandten Völker, „dem gemeinsamen Urstamm arischer Kultur“ entstammt, und bald nach der deutschen Ausgabe von Wimmer's „Runenschrift“ in einem Vortrage im Karlsruher Altertumsverein <sup>2)</sup> die Forderung gestellt, daß, „bei aller Anerkennung der großen Verdienste dieses Gelehrten um die Runenforschung“, seinen Anschauungen „mit Entschiedenheit entgegengetreten werden müsse“. Aber ich habe mich keineswegs auf Widerlegungen beschränkt, sondern zugleich auch gezeigt, wie nur auf umgekehrtem Wege eine befriedigende Lösung der Streitfrage zu erreichen ist, und als Kern des gemeingermanischen Futharks einen ältesten Bestand von 18 Urzeichen nachgewiesen, die noch deutlich ihre Entstehung aus einer Bilderschrift erkennen lassen und die entwicklungsgeschichtliche Erklärung jedes einzelnen Zeichens aller europäischen und kleinasiatischen Schriftarten ermöglichen. Man hat sich zwar gesträubt, diese der hergebrachten Schulweisheit widersprechende Lösung anzuerkennen, aber die Zeit hat mir insofern recht gegeben, als die von der germanischen Philologie und mit ihr von der gesamten deutschen Wissenschaft

<sup>1)</sup> Karlsruhe, G., Braun, 1885.

<sup>2)</sup> Am 16. Februar 1888, Bericht in der „Karlsruher Zeitung“ und in den Verhandlungen des Vereins, I, 1881—1890.

für „abschließend“ und „sicher“ erklärte Ansicht <sup>1)</sup> doch bald wieder aufgegeben werden mußte. Da die Wimmer'sche Erklärung ferner „auf den ernstlichen Beifall wissenschaftlicher Forscher nicht rechnen“ durfte <sup>2)</sup>, entbrannte der Streit um das Runenräthel mit erneuter Heftigkeit, und es tauchten in rascher Folge zahlreiche neue Lösungsversuche auf, nicht nur mit Wimmer, sondern auch unter einander im Widerspruche. Dösch, Meyer, Kaufmann, Hempl, Gundermann, von Grienberger, von Friesen, wer von allen hat Recht? Antwort: keiner, da einer wie der andere von falschen Voraussetzungen ausgeht. Auch die letzte dieser Theorien, das sage ich trotz der „Anerkennung“, die sie da und dort gefunden, ohne Bedenken voraus, wird das Schicksal aller ihrer Vorgänger teilen. Wieviel vergebliche Anstrengung und verlorene Mühe hätte man sich ersparen können, wenn man früher meine Mahnung, nicht Unmögliches erreichen zu wollen, beachtet hätte. Meine ausführliche und eingehende Deutung, die den Vorzug hat, nicht nur die Herkunft der Runen, sondern mit einem Schlage auch den Ursprung unserer Buchstaben und die vorgeschichtliche Schrift aller süd- und nordeuropäischen Völker, der Hellenen, Etrusker, Römer, Kelten, Germanen, Litauer, Slaven und Skythen zu erklären, tut Herr Dr. v. Friesen in einer Anmerkung mit den Worten ab: „Um zu zeigen, daß die Hieroglyphenhypothese immer noch ihren Verfechter hat, will ich auch Wilser, Die Germanen zc. <sup>3)</sup>, anführen.“ Nach den bisherigen Erfahrungen möchte ich bezweifeln, daß dieser Versuch der letzte ist; es wird noch einer oder der andere Schiffbruch leiden müssen, ehe man sich von der Aussichtslosigkeit, auf dem hartnäckig eingehaltenen Wege das erstrebte Ziel zu erreichen, überzeugt.

<sup>1)</sup> „Sievers im Grundriß der germanischen Philologie“ (1. wie 2. Auflage).

<sup>2)</sup> Hempl in der Festschrift für Sievers, Halle, 1896.

<sup>3)</sup> Schon vorher hatte ich meine Lehre ausführlich begründet in dem Vortrage „Alter und Ursprung der Runenschrift“, Korrespondenz-Blatt der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, 11. u. 12, 1895, den Aufsätzen „Zur Geschichte der Buchstabenschrift“, Weil. z. Allg. Btg., 103, 1899, und „Über den Ursprung des Alphabets“, Polit.-anthrop. Revue II, 7, 1903.

## II.

Der Vollständigkeit wegen lasse ich vorstehender Widerlegung des neuesten Versuchs, die Runen von einem der südeuropäischen Alphabete abzuleiten, eine sachliche Beurteilung der früheren folgen.

Wimmer's „epochemachendes“ Werk<sup>1)</sup> ist unstreitig das Bedeutendste, was im letzten Vierteljahrhundert über die Volksschrift der Germanen veröffentlicht wurde, und längere Zeit schienen den meisten Gelehrten seine Ansichten „unumstößlich“ und „unanfechtbar“ zu sein. „In zwei Jahrzehnten“, schreibt von Friesen, „blieben Wimmer's Ergebnisse unwidersprochen von Fachmännern, und wahrscheinlich war man im größten Teil der gelehrten Welt davon überzeugt, daß hiermit das letzte Wort in der Sache gesprochen sei.“ Wenn auch für die große Mehrzahl deutscher und nordischer Forscher geltend, für mich trifft jedenfalls diese Behauptung nicht zu, denn ich habe sofort nach dem Erscheinen der „Runenschrift“ die Ableitungsversuche des dänischen Runologen aufs eingehendste beurteilt und im einzelnen<sup>2)</sup> widerlegt. Daß meine Auffassung der kulturgeschichtlich so wichtigen Streitfrage nicht mehr Beachtung fand — zum größten Nachteil für die Wissenschaft, wie sich nachträglich herausgestellt hat —, daß sie in Fachkreisen nicht bekannter wurde, ist nicht meine Schuld, sondern fällt den Leitern und Herausgebern wissenschaftlicher Zeitschriften zur Last, die damals eine Aufnahme meiner „kegerischen“ oder „dilettantischen“ Ausführungen abgelehnt haben.

---

<sup>1)</sup> „Die Runenschrift“. Vom Verfasser umgearbeitete und vermehrte Ausgabe. Aus dem Dänischen übersetzt von Dr. F. Holtzhausen, Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1887.

<sup>2)</sup> „Der Karlsruher Altertumsverein 1881—1890.“ Karlsruhe, Th. Ulrici, 1891.

„Es war mein Zweck,“ sagt von Friesen weiter, „zu zeigen, daß wir uns wieder in einer ebenso verwirrenden Mannigfaltigkeit von Hypothesen befinden, wie vor Wimmer's Auftreten. Daraus dürfte hervorgehen, daß, so einleuchtend Wimmer's Herleitungen, dank seiner mit großem psychologischen Scharfblick unternommenen Beweisführung, im Anfang auch scheinen mochten, sie doch auf die Dauer eine große Anzahl Sachverständiger nicht zu überzeugen vermochten, und auf der anderen Seite geht aus den sich widersprechenden Vorschlägen zu des Rätsels Lösung hervor, daß ein fester Ausgangspunkt noch fehlt, daß noch immer das Feld offen steht für haltlose Vermutungen oder ganz allgemeine Schlußfolgerungen.“ Daß trotz aller Mühe und Anstrengung die Wissenschaft nicht weiter gekommen ist und die Erkenntnis der Wahrheit nicht größere Fortschritte gemacht hat, dafür muß ich, wie gesagt, jede Verantwortung ablehnen, denn vor 17 Jahren schon habe ich mit klaren, unzweideutigen Worten den Weg gezeigt, der allein zum Ziele führt: „Das gemeingermanische Futhork von 24 Zeichen gibt sich als Erweiterung einer älteren Reihe zu erkennen“, und daß dieses Uralphabet, dessen Zeichenzahl „mit den Angaben von Aristoteles, Plinius und Tacitus<sup>1)</sup> über die Anzahl der ältesten Buchstaben“ übereinstimmt, „die größte sprachgeschichtliche Bedeutung haben muß, liegt auf der Hand.“

Ehe ich nun auf Wimmer's Ansichten etwas näher eingehe, möchte ich vorausschicken, daß ich seine großen Verdienste um das Verständnis der Runen im allgemeinen, insbesondere, was das „Verhältnis zwischen der kürzeren und längeren Runenreihe“ anlangt, stets bereitwillig anerkannt habe. Ebenso sicher ist es auch, daß die Gestalt der lateinischen Buchstaben denen der Runen am nächsten steht. Setzt man also einen östlichen oder südlichen Ursprung unserer Schrift voraus und sieht man in einem der südeuropäischen das Stammalphabet der Runen, so könnte dies — darin muß man Wimmer unbedingt recht

<sup>1)</sup> Plin. N. H., VII 57: in Graeciam intulisse e Phoenice Cadmum sedecim numero . . . Aristoteles X et VIII priscas fuisse. Tac. Ann., XI, 14: quidam Cecropem Atheniensem vel Linum Thebanum et temporibus Trojanis Palamedem Argivum memorant sedecim literarum formas . . . reperisse . . . et forma literis Latinis quae veterrimis Graecorum, sed nobis quoque paucae primum fuere.

geben — nur das lateinische sein. Sobald man aber die einzelnen Runenzeichen auf entsprechende römische Vorbilder zurückführen will, drängen sich schwere Bedenken auf. Nach der Meinung des dänischen Forschers sind die Runen im zweiten und dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bei einem der südlichsten Germanenstämme, und zwar durch einen „einzigen Mann“ oder „Runenmeister“ erfunden worden. Die Geschichte weiß aber nichts von einem solchen Erfinder, während wir doch über den Schöpfer der gotischen Schrift, den Bischof Ulfila, recht gut unterrichtet sind. Die Beibehaltung der alten Namen und die Übernahme von vier <sup>1)</sup> Runen (south) durch Ulfila zeigt, wie fest die Runenschrift im Gotenvolke eingewurzelt war vor Einführung der neuen, zum Schreiben auf Pergament oder Papyrus besser geeigneten Buchstaben. Wäre dies in den anderthalb Jahrhunderten seit der angeblichen Erfindung der Runen am Oberrhein möglich gewesen? Was konnte überhaupt die damals mit aller Macht auseinanderstrebenden und nur durch gemeinsame Abstammung verbundenen Germanen bewegen, die Erfindung eines „einzigen Mannes“ als Gemeingut anzuerkennen und vom Rhodanus bis zur Gotthelba, vom Atlantik bis zum Schwarzen Meer in Gebrauch zu nehmen? Gerade Ulfila's Beispiel zeigt die Unmöglichkeit einer solchen Voraussetzung, denn seine Schrift ist nur von den Ost- und Westgoten gebraucht und nach einigen Jahrhunderten wieder durch die lateinische verdrängt worden. Sogleich beim Beginn unserer Geschichte sehen wir, wie sich germanische Fürsten im Verkehr mit römischen Feldherren oder dem Senat lateinischer Sprache und Schrift bedienen. Wären die Germanen damals schriftlos gewesen, so lag doch gewiß nichts näher, als ohne weiteres die lateinischen Buchstaben anzunehmen. Aber auch zugegeben, es habe sich an der Grenze

---

<sup>1)</sup> Wimmer läßt als Runen nur o und u der ulfilanischen Buchstaben gelten, von Friesen dagegen „nicht weniger als acht“; zweifellos stehen gotisch f und th, besonders in den Urkunden, der runischen Form näher als der lateinischen. Auch andere germanische Völker haben in der lateinischen Schrift einige Runenzeichen beibehalten; so findet sich in oberdeutschen Handschriften für die Vorstufe gi oder ga eine Binderune, in sächsischen oder angelsächsischen für w, in angelsächsischen für d, in nordischen für m, in angelsächsischen und nordischen, sowie in westgotischen und fränkischen Münzinschriften für th das entsprechende Runenzeichen.

des Römerreichs eine der germanischen Sprache angepaßte Abart derselben ausgebildet und eingebürgert, wie kommt es, daß gerade diese Gebiete die wenigsten Runeninschriften geliefert haben, während solche in den Nordmarken der germanischen Welt, am weitesten von dem angeblichen Ausgangspunkt entfernt, zu vielen Tausenden gefunden worden sind? Bedeutsam ist auch der Umstand, daß alle auf das Schreiben sich beziehenden Ausdrücke der germanischen Sprachen (got. boka, bokareis, meljan, vrits, ahd. boh, buohhari, runstaba, buochstap, poahfaz, malon, rizan, as. buok, buokman, boka, writan, ags. boc, bocere, bocstäf, runstaf, vritan, an. bok, bokrunar, rita, rista u. dgl.) nicht entlehnt, sondern ureigenstes Sprachgut sind; das Wort „schreiben“ wurde erst später mit der lateinischen Schrift herübergenommen <sup>1)</sup> und hat das Gebiet der englischen Sprache nicht erobert.

Die am schwersten wiegenden Gründe liegen aber in der Gestalt der Runen selbst. Auf Seite 120 der „Runenschrift“ stellt Wimmer den vollkommen richtigen „Hauptgrundsatz“ auf, daß sich die Zeichen zweier Schriftarten, um von einander abgeleitet werden zu können, „in Form wie Bedeutung entsprechen müssen“. Noch auf der gleichen Seite aber wird er diesem Grundsatz untreu, indem er die w-Runen vom lateinischen Q ableitet, mit dem sie weder nach Gestalt noch nach Lautwert etwas zu tun hat. Überhaupt häufen sich, wenn man auch die augenfällige Übereinstimmung einiger Zeichen zugibt, bei der vergleichenden Zusammenstellung aller die Schwierigkeiten. Die eckigen Formen der Runen im Vergleich mit den runden der lateinischen Buchstaben der Kaiserzeit erklärt Wimmer durch den vorwiegenden Gebrauch des Einschneidens <sup>2)</sup> in Holz. Wenn nun auch die Runen nicht nur eingeschnitten, sondern auch auf Holz, Rinde oder Bast gemalt, auf Knochen oder auf Tonsherben eingekratzt, in Stein gehauen, in Metall geritzt, getrieben oder eingelegt wurden, so könnte man doch, der Holzschmiederei das Übergewicht zugestehend, die Erklärung allenfalls

<sup>1)</sup> Die Wortstämme von scribere und γραφειν leben noch heute in der deutschen Sprache, und zwar in ihrer ursprünglichen Bedeutung als „schreiben“ und „graben“ fort.

<sup>2)</sup> Mit Recht hebt von Friesen hervor, daß gerade unter den ältesten Runendenkmälern, z. B. auf dem Hobel von Bimose, der ältestbekannten Holzinschrift, runde Formen vorkommen.

gelten lassen. Wie kommt es aber dann, daß die auf solche Weise entstandenen Formen gerade mit der ältesten Gestalt nicht nur der lateinischen, sondern aller europäischen und kleinasiatischen Alphabete übereinstimmen? In der römischen Kaiserzeit wurde nur von links nach rechts geschrieben; wie kommen nun die Germanen dazu, in altertümlichster Weise auch von rechts <sup>1)</sup> nach links, in Schlangenwindungen oder *βονοροφηδον* zu schreiben? Warum änderten sie die Reihenfolge der Zeichen und gaben jedem einen heimischen Namen? Auf alle diese Fragen weiß Wimmer keine befriedigende Antwort zu geben. Die Reihenfolge sucht er durch „magischen Gebrauch“ zu erklären; gerade dieser spricht aber für die Altertümlichkeit der Runenschrift, da das Neue nie mit dem Zauber des Geheimnisvollen umgeben ist. Die Namenfrage verläßt er mit dem Geständnis, daß er nicht imstande sei, „den Grund für den Namen jedes einzelnen Runenzeichens anzugeben“, und meint, diese Frage werde „wohl immer als Rätsel vor uns stehen“.

Warum hat ferner der „Runenmeister“ die Zeichen für die Laute d e g j p u w z ganz abweichend von den römischen gestaltet, warum hat er für die im Lateinischen durch je zwei Buchstaben ausgedrückten Laute th ch ng einfache oder anders gebildete <sup>2)</sup> Zeichen eingeführt? Wimmer's Antwort, die Erklärung finde sich „in der Beschaffenheit des gemeingermanischen Konsonantensystems“, darin nämlich, daß wir statt der Mutenreihe g, d, b die Spiranten einsetzen müssen, ist, abgesehen davon, daß es damals ein „gemeingermanisches Konsonantensystem“ gar nicht mehr <sup>3)</sup> gab, schon dadurch hinfällig, daß

<sup>1)</sup> Darin, daß die ursprüngliche Richtung auch der Runenschrift rechtsläufig gewesen sei, stimmen Wimmer und von Friesen überein. Doch sind gerade die Inschriften der Speerspitzen von Müncheberg und Kovel, unstreitig zu den ältesten gehörend, links laufend.

<sup>2)</sup> Daß das „rätselhafte“ dreizehnte Zeichen der Runenreihe nur ch bedeuten kann, ist schon oben auseinandergelegt worden. Die Ingrune, aus zwei k-Runen zusammengesetzt, ist später, besonders im Angelsächsischen, völlig verschmolzen. Henning („Die deutschen Runendentmäler“, Straßburg 1889), der alle zusammengesetzten Runen leugnet, auch mit der Besung sehr wenig Glück hat, macht mit der Ingrune eine Ausnahme, weil sie „einen doppelten Laut darstellt“.

<sup>3)</sup> Tacitus schreibt Chariovalda und Harii, Boiocalus und Helusii, Catualda und Chatti, weil die Aussprache bei den einzelnen Stämmen schon damals sehr verschieden war.

ja B der lateinischen und der Runenschrift gemeinsam ist. Die Versuche, über diese offenbare Schwierigkeit hinwegzukommen, kann man nicht ohne Lächeln lesen: „In der Labialreihe (heißt es auf Seite 117) ist das Verhältnis also verschieden von dem, was wir in der Dental- und Gutturalreihe angetroffen haben, was uns auch nicht wundern kann, da das lateinische b sicherlich in der Aussprache nicht so stark vom germanischen b entfernt war, wie g und d von gh und dh u. s. f.“ Woher diese merkwürdige Kenntnis der lateinischen Aussprache? Wir können, wie Paul<sup>1)</sup> sehr richtig bemerkt, die Lautgebung und Schreibweise zweier Sprachen vergleichen durch Lehnwörter und die „Wiedergabe fremder Eigennamen“. Die Schreibung der germanischen Lehnwörter *ambacti*<sup>2)</sup>, *burgus*, *bandum* im Lateinischen, der Eigennamen *Maroboduus*, *Sigimerus*, *Segimundus* bei *Vellejus* und *Tacitus* zeigt aber eine völlig übereinstimmende Wiedergabe nicht nur von b, sondern auch von g und d in beiden Sprachen. Außer d und t gebraucht *Tacitus* in germanischen Namen aber auch th (*Gothones*, *Withones*, *Aertha*, fälschlich *Nerthus*); er kannte also den betreffenden germanischen Laut als *media*, *tenuis* und *spirans* und gab ihn durch die entsprechenden lateinischen Buchstaben wieder. Betrachten wir aber die Runendenkmäler selbst: das Goldhorn, das Ortband von Torsberg, der Stein von Tune, haben die Namen *Hlewagastis*, *Wulthuthewas*<sup>3)</sup> und das Wort *arbinga*, deren Stämme in *Halidegastes*, *Sigisvulthus*, *Alatheus*, *Arbogastes* wiederkehren, wobei in lateinischer Schreibung g, th, b genau den Runen XþB entsprechen. Auch das *Zuthingas* des Reidstader Steins verglichen mit dem Volksnamen *Zuthunge* und der in Köln gefundenen Inschrift (mat) *RIBVS SVEBIS* (v) E (l) (l) *VTHVNGABUS* zeigt, daß die Rune þ, obwohl es nach *Wimmer* „außer allem Zweifel steht, daß þ formell das lateinische D ist“, in lateinischer Schrift eben nicht durch d, sondern durch th wiedergegeben

<sup>1)</sup> Grundriß d. germ. Philol., Straßburg 1891, I 1, S. 200.

<sup>2)</sup> Wie man, angesichts des gotischen *andbaths*, dies Wort für eine Entlehnung aus dem Keltischen erklären kann, ist mir unverständlich.

<sup>3)</sup> Das getrennt stehende *z* ist wohl der Anfang eines besonderen Wortes, *thal*, Eigentum, wie auf der Spange von *Himlingoe*, *Haris o(thal)*, der von *Nordendorf*, *athal* *Leubwinis*, und dem *Müncheberger Speer*, *o(thal)* *Raninga*.



wurde. Es wäre doch zu merkwürdig, wenn „das Germanische den d-Laut gar nicht“, dagegen th und dh, „die beide vom lateinischen D weit abliegen“, gehabt hätte. Die Abweichungen der germanischen Runen von den römischen Buchstaben bleiben also unerklärt.

Dagegen hat, was nicht oft genug wiederholt werden kann, Wimmer die Entstehung einiger Runenzeichen, wie z. B. der d- und der k-Runen, ganz richtig erkannt. „Gleichwie man nämlich,“ schreibt er auf Seite 114/5, „die d-Runen dadurch bildete, daß man zwei p gegen einanderkehrte, so hat man höchstwahrscheinlich die g-Runen durch Zusammenrücken zweier einander zugewendeter < gebildet.“ Auf ähnliche Weise könnte man, hatte er früher nicht ohne Grund vermutet, „auch in der Labialreihe ein Zeichen für p geschaffen haben, indem man zwei gegeneinandergekehrte b zusammenrückte“, doch kam ihm diese Deutung später „allzu künstlich und daher unwahrscheinlich“ vor, so daß er in der „Runenschrift“ (Seite 119) nicht mehr darüber im Zweifel war, „daß die p-Runen geradezu aus lateinischem P hervorgegangen ist“. In Bezug auf andere Zeichen, wie p und f, ist er aber auf ganz falscher Fährte, zum Teile sogar weiter als früher <sup>1)</sup> vom rechten Wege abgekommen. Immerhin war er, wenn auch seine Lehre durch „Verschiedenes widerlegt wird“ und ferner „auf den ernstlichen Beifall wissenschaftlicher Forscher nicht rechnen“ darf, <sup>2)</sup> von allen seinen Verbesserern und Nachfolgern entschieden der Wahrheit am nächsten gekommen. Übrigens ist die Ansicht, die Runen seien bei einem südwestgermanischen Stamme nach römischem Vorbilde entstanden, durchaus nicht neu. Ähnliche Gedanken hatten schon Celsius und Leibniz geäußert, und Stenberg <sup>3)</sup> hat sie in die bestimmten Worte gefaßt: Et si Alemannis runas adtribuas, deprehendes in propinquo rationem, cur varias figuras a Romanis mutuatas suo alphabeto inseruerint, sive videlicet occasionem adscribas habitationis vicinia, sive belli pacisque post Iulii Caesaris tempora frequentatis com-

<sup>1)</sup> „Runeskripten oprindelse“, Kjöbenhavn 1874.

<sup>2)</sup> „Philologische Studien“, Festgabe für Sievers, Halle 1896.

<sup>3)</sup> „De runarum patria et origine“, Diss. Upsaliae 1770. Irrtümlich wird diese Dissertation von Wimmer als Werk Jhre's angeführt, unter dessen Vorsth die Promotion stattgefunden hat.

merciis; quorum neutrum locum habebit, si trans mare Balticum indagine tua porrexeris. Später, aber vor Wimmer, haben sich u. a. Munch und Kirchhoff<sup>1)</sup> in diesem Sinne ausgesprochen. Die Forderung Wimmer's, man müßte, um „in irgendwelcher Weise das Ergebnis seiner Untersuchungen erschüttern“ zu können, „auf jeden Fall ein anderes, älteres Alphabet nachweisen“, habe ich allein von allen seinen Gegnern erfüllt. Auf seine Behauptung „Ein solches Alphabet findet sich nicht“, habe ich erwidert: es findet sich wohl, wenn auch nicht außerhalb, so doch innerhalb der gemeingermanischen Runenreihe von 24 Zeichen:

1 2 3 4 5 6 7 8 : 9 10 11 12 13 14 15 16 : 17 18 19 20 21 22 23 24

F R N Þ R K X P : H T I L J K X S : T B M M I O R M

f u t h a r k g w : h n i j c h p z s : l b e m i n g o d

denn ich habe, durch Entfernung offenerbarer Neubildungen und Zutatzen, einen älteren Kern von 18 Zeichen herausgeschält, der den Urbestand unserer Buchstabenschrift bildet, aus dem sich jedes einzelne Zeichen aller bekannten Alphabete — ich bin jederzeit bereit, in jedem beliebigen Falle den Beweis zu liefern — entwicklungsgeichtlich ableiten läßt:

F R N Þ R K : H T I L M S : P M T X P Y

phutharch : h n i j m s : p e t o l p

Der erste schüchterne Widerspruch gegen Wimmer's, im allgemeinen als „abschließend“ betrachtete, Theorie erfolgte außer von meiner Seite im Jahre 1889 durch Losch. „So einleuchtend auch Wimmer das Runenalphabet aus dem lateinischen hergeleitet hat“, schrieb er in der Germania,<sup>2)</sup> „so läßt er doch die selbständigen Eigentümlichkeiten derselben, auf die er Seite 140 bis 143 kurz eingeht, so ziemlich auf der Seite liegen. Es sind: 1. die abweichende Gestalt mancher Zeichen, 2. ihre die bloße Lautbezeichnung überragende Funktion, 3. die abweichende Ordnung des Futharks, 4. die deutschen Namen der Buchstaben. Diese Eigentümlichkeiten treten schon in den älteren Runen=denkmälern zutage und haben sich im ganzen so einheitlich, im einzelnen so organisch-mannigfaltig bei den verschiedenen deutschen Völkern ent-

<sup>1)</sup> „Kortfattet fremstilling af den äldste nordiske runskrift“, Christiania 1848. „Das gotische Runenalphabet“, Berlin 1854.

<sup>2)</sup> „Zur Runenlehre“, Germania N. R. XXII, 4.

wickelt, daß nach dieser Seite hin die willkürliche Umgestaltung des lateinischen Alphabets von Seite eines Erfinders der Runenschrift verfehlt ist. Denn weder im lateinischen Alphabet, noch in der deutschen Sprache, noch in der geringen Anwendung der Runenschrift zu kurzen und literarisch unbedeutenden Inschriften läßt sich ein zwingender oder auch nur hinreichender Grund für eine so durchgreifende, planmäßige Umgestaltung des entlehnten Alphabets nachweisen.“ Er sucht den Grund darin, daß es schon vorher Merkzeichen auf gespaltenen Zweigen zum Zwecke des Losens gegeben habe und daß der „Merkstrich“ derselben zum Runstab geworden sei. Dem Einwande, daß es auch manche Runen ohne Mittelstab gebe, sucht er damit zu begegnen, daß wir „eben keine alten Runstäbe mehr haben“. Losch, der auch die Runennamen, Hausmarken, Steinmetzzeichen und Stabzahlen der Bauernkalender in den Kreis seiner Betrachtungen zieht, hat entschieden manchen guten Gedanken, doch trifft er nicht den Kern der Sache und vermag daher auch die Grundfrage nicht zu entscheiden.

Auch Meyer, in einer Abhandlung „Runenstudien“<sup>1)</sup>, kommt, ohne übrigens seiner Vorgänger Erwähnung zu tun, zu einem ganz ähnlichen Ergebnis, daß es nämlich „vorrömische“ oder „urgermanische“ Runen gegeben habe, Bilder, die man sich aus den auf den Boden fallenden oder aus dem Tuch geschüttelten Reisern deutete und aus denen „schriftähnliche Zeichen mit feststehender Bedeutung“ entstanden. „In elf unter vierundzwanzig Fällen“ äußert er „gegen Wimmer's Herleitung“ Bedenken, bleibt aber trotzdem dabei — und damit ist auch unser Urteil über ihn gesprochen —, daß alle den Ursprung der Runenschrift betreffenden Fragen „Wimmer's großes Werk — man darf wohl sagen — endgiltig beantwortet“ hat.

Im gleichen Jahre ging der Deutschamerikaner Hempl in der erwähnten Festschrift für seinen Lehrer Sievers, der Wimmer's Lehre für „abschließend“ und „sicher“ erklärt hatte, der „Runenmeistertheorie“ schon etwas schärfer zuleibe, freilich, ohne selbst, wie seinerzeit ein Kritiker<sup>2)</sup> sehr richtig bemerkte, „zu greifbaren Ergebnissen zu gelangen“. Später ist Hempl wiederholt auf den Gegenstand zurück-

<sup>1)</sup> P. B. B. XXI, 1896.

<sup>2)</sup> „Literarisches Zentralblatt“, 1897, 2.

gekommen und hat eine eigene Theorie aufzustellen versucht. „It is now simply impossible“, schrieb <sup>2)</sup> er im Jahre 1899, „to look to the Latin alphabet as the source of the runes“, vermochte aber selbst nichts Besseres an Stelle dieser Lehrmeinung zu setzen. Schon 600 Jahre vor unserer Zeitrechnung sei, wie er glaubt, die Runenschrift entstanden und zwar in Gallien auf der Grundlage eines westgriechischen Alphabets; eine Erklärungsweise jedoch, die beispielsweise für die d-Runa keine andere Ableitung findet als vom altgriechischen Zeichen für x, richtet sich damit selbst. Neuerdings <sup>3)</sup> hat Hempl wieder eine etwas andere, seiner früheren zumteil widersprechende Ansicht geäußert, daß nämlich der Runenschrift „verschiedene“ altgriechische Alphabete zugrunde lägen. Indem er eine ausführliche Darlegung seiner Beweise in Aussicht stellt, muß er doch das Zugeständnis machen, es sei nicht einzusehen, „wann und wie gerade die griechischen Buchstaben zu den germanischen Völkern gekommen sind.“

In der „Zeitschrift für deutsches Altertum“ (XXVII, S. 531) und in seiner „Deutschen Geschichte“, S. 204, hat Kaufmann ebenfalls Zweifel an der Richtigkeit der Wimmer'schen Ableitungen laut werden lassen. „Ein Volk, das von einem andern die Buchstaben empfängt,“ sagt er u. a., „nimmt sie so, wie sie ihm gegeben wurden, nur das wird geändert, was das Bedürfnis der Sprache fordert.“ In einem am 6. November 1897 in Gießen gehaltenen Vortrag <sup>4)</sup> behauptete Gundermann, die Vorlage der Runenschrift entdeckt zu haben, die eine „Untersuchung mit allem Beweismaterial“ zur Beseitigung aller Schwierigkeiten „demnächst“ bekannt geben sollte. Diese in Aussicht gestellte Enthüllung ist jedoch unterblieben. Nach seiner Berufung nach Tübingen sagte er jedoch in seiner Antrittsrede <sup>5)</sup> über die „Beziehungen der Griechen und Römer zu den nordischen Völkern“ u. a. folgendes: „In diesem (spätestens 400 v. Chr. entstandenen) Runenalphabet der Germanen haben wir nur ein Glied eines nordeuropäischen Alphabets, das vom lateinischen

<sup>1)</sup> The origin of the runes. The Journal of Germanic Philology II. 3 Boston 1899.

<sup>2)</sup> Transact. of the Americ. Philol. Assoc. p. 186, 1903,

<sup>3)</sup> „Literaturblatt für germanische und römische Philologie“, 1897, 12.

<sup>4)</sup> Am 22. November 1902. Bericht im „Schwäbischen Merkur“ Nr. 555.

nicht abstammt, sondern mit ihm nur verwandt ist.“ Nun, diese hier nur angedeutete ureuropäische Schrift habe ich schon im Jahre 1888 kennen gelehrt.

Zur Widerlegung der Wimmer'schen „Runenmeistertheorie“ sollen auch Luft's „Studien zu den ältesten germanischen Alphabeten“<sup>1)</sup> dienen. Seine eigene Ansicht spricht er in dem Sage aus: „Die Germanen nehmen von ihren Nachbarn wohl noch vor Christi Geburt die Schrift an und begnügen sich zunächst mit 16 Zeichen. Ihre Nachbarn waren aber damals die Gallier.“ Daran ist bemerkenswert das den Runen zugeschriebene hohe Alter und das Grundfuthark von weniger als 24 Zeichen. Zur Ableitung vom griechischen Alphabet der Gallier gebraucht jedoch der Verfasser die gleichen Spitzfindigkeiten und philologisch-dialektischen Seiltänzerkünste, die er an seinem Gegner verurteilt. Er kann daher ebensowenig zu einem richtigen Verständnis der einzelnen Runenzeichen gelangen und meint beispielsweise (Seite 55), daß die Zeichen für den p-Laut „ins Blaue hinein erfunden worden seien“, im Widerspruch mit seiner eigenen Ansicht, daß die Runen, „allmählig ausgebildet“, uns noch Kunde geben „von ihrer stufenweisen Ausgestaltung“. Ganz verfehlt ist auch die Behauptung, Ulfila habe die Runenschrift unberücksichtigt gelassen und gar keine Runenzeichen unter seine Buchstaben aufgenommen. Auch bezüglich der Namen ist der von ihm bekämpfte Kirchoff der Wahrheit entschieden viel näher gekommen.

Nachdem von Grienberger schon früher in den Paul-Brauneschen Beiträgen (XXI, Seite 209), im Archive für nordische Philologie (XIV, Seite 101, und XV, Seite 1) von Wimmer abweichende Ansichten veröffentlicht hatte, faßte er im Jahre 1900 seine Meinung<sup>2)</sup> dahin zusammen, daß die Runenschrift zwei verschiedene Quellen habe, einmal die römische Kursivschrift der Wachstafeln und dann einige Zeichen (FNX) „keltischer Herkunft“. Solch ein doppelter Ursprung ist aber undenkbar und bezüglich der lateinischen Kursive gilt das Gleiche, was ich in der Beurteilung von Friesen's über die griechische gesagt habe. Dieser nennt zwar von Grienberger's Untersuchungen „vor-

<sup>1)</sup> Gütersloh, E. Bertelsmann, 1898. — Von mir im „Schriftwart“ V, 9, September 1898, besprochen.

<sup>2)</sup> „Zur Runenlehre“, Zeitschrift für deutsche Philologie XXXII, 3.

trefflich“, doch wäre ja, wenn er sie für zutreffend hielt, seine eigene Arbeit überflüssig gewesen.

Werden sich, frage ich zum Schluß, nach so vielen Entgleisungen strebsamer Forscher immer noch andere finden, die mit Gewalt Unmögliches erreichen wollen, die mit dem Kopf gegen eine Tür rennen, deren Außenseite jedem Ansturm trogbietet, während sie von innen schon längst geöffnet ist?



## Druckfehler und Berichtigungen.

---

- Auf S. 10, Z. 15, von unten ist zu lesen: *Bovaiuvov* statt *Bovauuvov*.  
 " " 11, " 7, " " " " " Svec. statt Spec.  
 " " 13, " 16, " " ist der Ortsname Baiensfurt einzufügen.  
 " " 19, " 2, " " ist vor Transiens eine Klammer zu setzen.  
 " " 21, " 15, von oben ist zu lesen: *Marobodui* statt *Maebrodui*.  
 " " 23, " 12, von unten ist hinter Paulin ein Punkt zu setzen.  
 " " 29, " 5, " " ist zu lesen: *Breonen* statt *Broenen*.  
 " " 31, " 18, " oben " " dem pannonischen Winter-  
 lager statt den pann. Schneegebirgen (Hohe Tatra).  
 " " 41, " 5, ist zu lesen: *Fähe* statt *Fechin*.  
 " " 42, " 8, von oben ist zu lesen: *hrevavunt* statt *hrevavant*.  
 " " 74, " 2, " unten " " " othal statt thal (die Ab-  
 bildung der Müncheberger Speerspitze bei Wimmer  
 läßt an dem vor dem Namen stehenden Kreis  
 deutlich einen unteren Fuß erkennen).  
 " " 76, " 12, von oben sind bei dem letzten Runenzeichen die  
 beiden Stäbe nach oben zu verlängern.  
 " " 76, " 20, von oben ist der letzte Buchstab *q* statt *p* zu lesen.
-









